

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

24 (11.6.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Samstag, 11. Juni 1939

Folge 24 / Jahrgang 1939

Richard Strauß

der Vollender des Welttheaters

Eine Betrachtung zum 75. Geburtstag des Meisters

Es ist es schwer, dem Leben und Schaffen eines Zeitgenossen gegenüber den erforderlichen Abstand zu gewinnen, um subjektive Bewertung und objektive Gültigkeit in ein als Gradmesser vertretbares Verhältnis zu einander zu bringen. Ist es aber auch geradezu unmöglich, eben dieses Verhältnis schon zu Lebzeiten eines Schaffenden so zu gestalten, daß die Betrachtungsweise allgemein gültigem Interesse begegnet und damit als positiver Beitrag zur Erforschung und Verdeutlichung einer Künstlerpersönlichkeit und ihres Werkes angesprochen werden kann. Ganz anders hier in unserem Falle. Richard Strauß 75 Jahre alt! Aus der einstigen Fülle leidenschaftlicher Diskussion und unerbittlicher Polemik steigt das Bild des greisen Meisters in geläuterter Klarheit, ja geradezu Verklärtheit empor, heute erscheint uns Strauß und sein Werk bereits als klassisches Vorbild, gleichsam als ein Stück personifizierter Musikgeschichte schlechthin.

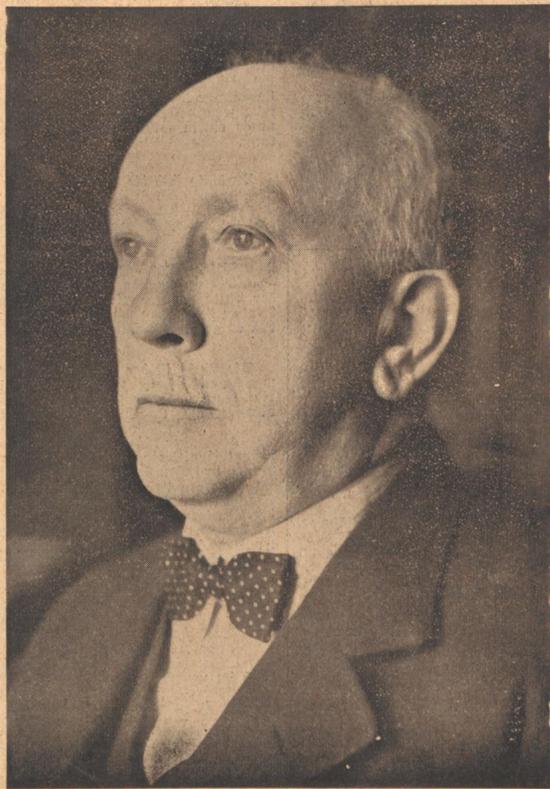
Das Ende des hinter uns liegenden Jahrhunderts schenkte der Welt das Schlagwort vom „Epigonen“, auf musikalischem Gebiet waren es die Namen Wagner und Meyer, die der nachdrängenden Generation den Stempel aufdrückten und damit die Mehrzahl der Komponisten schon im voraus einer ganz bestimmten Stilrichtung zuwies. Auch Richard Strauß stand zunächst im Banne Wagners und ließ sein Erstlingswerk „Guntram“ noch völlig unter „Bayreuths Wimpeln“ dahinjagen. Später allerdings holte der Meister diesen Wimpel nieder und erklärte, daß er „den Wagnerischen Musikzerpanzer“ endgültig abgestreift habe, ohne indessen in seiner ehelichen Bewunderung für den großen Bayreuther jemals zu erlahmen. Straußens neue Souveränität, in welcher er „dem brutalsten Genie des Jahrhunderts“ den Rücken kehrt, beginnt eigentlich mit der in den Jahren 1885–86 geschriebenen „Sinfonischen Fantasia für großes Orchester: Aus Italien“, wenigstens auch dieses Werk in seiner Gesamtheit noch als eine Art „Brücke“, eine Art „Uebergangsschöpfung“ zu den folgenden Sinfonischen Dichtungen zu betrachten ist.

Im Jahre 1887 folgt der „Macbeth“, ein Jahr später der „Don Juan“, 1889 „Tod und Verklärung“, im Jahre 1894 „Zill Eulenpiegels lustige Streiche“, zwei Jahre darauf „Also sprach Zarathustra“, 1898 „Don Quixote“ und „Ein Heldenleben“, 1903 die „Sinfonia domestica“ und nach zwölfjährigem Abstand das letzte Werk dieser Reihe, die „Alpenfönitane“. Merkwürdig übrigens, daß die „Narren und Helden“ unseres Meisters von zwei Werken eingerahmt werden, die aus Eindrücken der italienischen bzw. der alpinen Landschaft resultieren. Strauß beginnt also sein sinfonisches Werk mit dem Naturerlebnis, um am Ende desselben gleichsam wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren. Und gerade hier erkennt man wohl am überzeugendsten den weiten Weg, welchen der Genius Strauß vom „Illustrationsbericht“ bis zur „Mission“ zurückgelegt hatte, der Beobachter der Alpenwelt hält Dinge fest — man denke z. B. nur an die verborgenen Stimmen in der „Nacht“ — die dem Beschreiber der italienischen Reiseindrücke noch entgingen. Um übrigen lassen die sinfonischen Dichtungen insgesamt das Vorbild ähnlicher Werke eines Franz Liszt erkennen, wenigstens auch in formaler Hinsicht eine Art geistiger Wählerwandtschaft mit dem Franzosen Hector Berlioz, dem eigentlichen „Vater“ der Neudüner, festzustellen ist. Das Straußsche Meilenorchester feiert hier Triumphe, und wenn auch das „Heldentum“ mander Gestalt auf etwas fragwürdigem Fundament ruht, so hätten allein schon diese Tonhöfungen genügt, um unseren Jubilar in die erste Reihe der lebenden Musiker zu stellen. Die bekannteste und sozusagen vollstimmigste derselben, der „Zill Eulenpiegel“, läßt dabei „das zum Solistischen sublimierte Orchester“, die bis zum Nihilgran aufgelöste, durchgeleitete Klangmasse in höchster Vollendung und bewundernswürdiger Klarheit in Erscheinung treten. Und gerade die „Eulenpiegel“-Musik ist es, die im späteren Schaffen des Komponisten weiterklingt und weiterwirkt, sie freit gleichsam in seinem Blute und treibt immer wieder neue noch prächtigere Blüten aus der gleichen Wurzel empor. In diesem Sinne wollen wir auch die „Feuersnot“ erkennen, das Werk, welches die endgültige Poësie von Wagners Kunstideal darstellte.

Nun wollen wir uns dem Meister der Oper zuwenden, denn auf diesem Gebiet dürfen wir sicherlich die überragendsten und entscheidendsten Verdienste des Jubilaris liegen. Richard Strauß hat sich über die geistesgeschichtliche Bedeutung des Theaters, speziell der modernen Oper, in einem jetzt erst veröffentlichten Brief aus dem Jahr 1935 sehr ausführlich ausgesprochen. Wir lesen da u. a.: „Der „Tristan“ ist die allerletzte Konklusion von Schiller und Goethe und die höchste Erfüllung einer 2000jährigen Entwicklung des Theaters. Und zwar durch die Erfindung des modernen Orchesters. Das von Haydn, Mozart, Beethoven und Wagner geschaffene moderne Orchester ist das Instrument geworden, das allein fähig ist jenes Intonamenturale, von dem der alte Goethe spricht (das dem Verstande nicht mehr erreichbar ist), darzustellen in Symbolen, die nur dem ahnenden Gefühl sich erschließen; nur die Musik kann es wagen, das „Reich der Mütter“ ohne Schauer und Entsetzen zu betreten. Ohne unbeschneiden zu sein, darf ich zum Schluß — natürlich in gehörigem Abstand — noch mein Lebenswerk nennen — als vielleicht letzten Ausläufer der Welttheater-Entwicklung ins Reich der Musik. Auch nur mein so fein differenziertes Orchester mit seiner subtilen „Nerventrappentanz“ (wenn der gewagte Ausdruck gestattet ist) konnte in der Schlussszene der „Salome“, in Klammernstrich Augenständen, in der Erkennungsszene zwischen Elektra und Orest, im zweiten Akt der „Ägyptischen Helena“, im Traum der Kaiserin (2. Akt „Frau ohne Schatten“), sich in Gebiete vorwagen, die nur der Musik zu erschließen vergönnt waren. Nur auf diesen Wegen, wenn auch vergangene Höhepunkte einer tausendjährigen Kulturentwicklung wie „Tristan“ und „Meistersinger“ wohl nie mehr zu erreichen sind, ist vielleicht ein befriedigendes Reuland zu gewinnen.“



„Daphne“ in Karlsruhe: Eine Szene aus dem heute am Badischen Staatstheater zur Ausführung gelangenden jüngsten Werk von Richard Strauß mit Werner Schupp als Leukippos, Josef Berkmann (Rostock) als Apollo und Hannefriedel Grether als Daphne.



Der sebszigjährige Meister

(Scharf)

Wir ersehen aus diesen Zeilen, daß es Richard Strauß nicht nur darauf ankommt, musikalisch zu „illustrieren“, nicht allein durch „Artifit“ und „Außerlich-Blendwerkstoffes“ zu brillieren. Unterziehen wir gerade einmal die oben angeführten Stellen seiner Musikformen einer näheren Betrachtung, dann erkennen wir sehr bald, daß des Meisters Sprache hier — wie übrigens auch an unzähligen anderen Stellen — jenes Intonamenturale in Symbolen, die nur dem ahnenden Gefühl sich erschließen, darzustellen weiß. Und wenn auch gelegentlich behauptet wurde, Strauß habe z. B. gerade im letzten Teil der „Salome“ gründlich „vorbeikomponiert“, so lag es vielmehr in der Absicht des Komponisten, in diesem weitgespannten sinfonischen Monolog die Gestalt des von wilder Sinnlichkeit aufs schaurigste umfunkelten Weibes musikalisch zu läutern und damit

dem ursprünglichen Geschehen zu entrücken, zu erheben. Im Gegensatz zu dieser in schwül-sinnlichen Farben prächtig aufleuchtenden Partitur, in welcher die impressionistische Welle einst das musikalische Deutschland erreichte, steht dann die heroische, brutal-sadistische Haltung der „Elektra“, dem Drama Hugo von Hofmannsthal, in welchem sich nicht weniger als neununddreißig Bläserstimmen mit zweihundertzwei Streichinstrumenten vereinigen. Dieser Monumentalismus mußte sich natürlich selbst ad absurdum führen und manche wollten in dem Brüllen dieses von Leidenschaft durchtobten Orchesters gleichseitig die Sterbehunde des ehemaligen Musikdramas erblickt haben. Tatsächlich setzt nun auch bei Richard Strauß jener hilflose Entwicklungsprozess ein, der über dem „Rosenkavalier“ — ohne Zweifel der härteste und nachhaltigste Publikumserfolg des Meisters — und die „Ariadne“ in beiden Fassungen sowie dem „Intermezzo“ zu einer fast kammermusikalischen Durchsichtigkeit des Klangkörpers führt. Die in der „Elektra“ gepflegte „instrumentale Polyphonie“ wird jetzt durch ihren Schöpfer selbst als unangemessen verworfen. „Orchesterpolyphonie, und sei sie in den zartesten Farben, ist nun einmal der Tod des auf der Bühne gesprochenen Wortes, und der leidige Satan hat uns Deutschen den Kontrapunkt in die Wiege gelegt, damit es uns auf der Opernbühne nicht allzuwohl ergehe“ —

Von den späteren Bühnenwerken des Jubilaris wollen wir an dieser Stelle nur noch sein Hauptwerk, „Die Frau ohne Schatten“ (uraufgeführt 1919 in Wien) und „Daphne“, den Mythos von Lorbeer, Straußens letzte Schöpfung, die erst Ende 1937 in sizilischer Landschaft vollendet und im letzten Jahre in Dresden aus der Taufe gehoben wurde, nennen. In der „Frau ohne Schatten“ findet Richard Strauß vielleicht seine exzessivsten Töne, die Verherrlichung des Gedankens heiliger Mutterchaft in der erhabenen Mythik und Symbolik Hofmannsthalscher Dichtung bot dem Jubilar Gelegenheit, den ganzen Reichtum seiner unermesslichen Farbpalette in ungeahntem Maße zu verwenden, daneben aber dominiert der Ausbruch edelsten Menschentums, triumphiert „die Demut, die sich selbst bezwingen“ und erhebt das Werk in die Sphäre überirdischer Begegnung. Und die „Daphne“, die am 11. Juni an der Karlsruher Staatsoper zum ersten Mal in Szene gehen wird, ist nun wieder ein Stoff, welcher ähnlich dem der „Ariadne“ dem Meister in weitestem Maße entgegenkommen und dementsprechend „liegen“ mußte. Hier in der „Mythologischen Tragödie“ sehen wir den damals dreißigjährigen in ungebrochener Kraft und Frische als überlegenen Beherrscher aller vokal und instrumentalen Möglichkeiten, und wenn auch dieses Werk nichts grundsätzlich Neues offenbart, so leuchtet es doch als einer der hellsten Steine im Kranz seiner genialen Schöpfungen.

Die Instrumentierungskunst von Richard Strauß wurde gar oft als Selbstzweck, als geliebte Illustration bestimmter Vorgänge — sei es nach literarischen Vorwürfen seiner sinfonischen Dichtungen, sei es als Ergänzung des Geschehens auf der Bühne, betrachtet. Zugegeben, daß Stellen wie z. B. das Funkeln der Silberlöcher in der „Salome“, das Glitzern der silbernen Knie im „Rosenkavalier“, die Fontänen des „Wasser des Lebens“ in der „Frau ohne Schatten“, das Blöken der Schafherde im „Don Quixote“ u. a. keinerlei psychologische, sondern fast ausschließlich optische bzw. akustische Bedeutung zukommt, so ist doch gerade wieder andererseits die unerhörte Differenziertheit der Sprache des Straußschen Orchesters eben jenes Mittel, welches erlaubt, das „Reich der Mütter“ ohne Schauer und Entsetzen betreten zu können —!

Als Endglied einer Reihe, die von der Barock-Oper über Gluck, Mozart, die Romantik und Wagner reicht, bildet Richard Strauß, dessen kammermusikalisches Schaffen — wir wollen hier nur seine zahlreichen gebaltvollen Liedschöpfungen nennen — ebenfalls dem gehaltvollen Kulturgut seines Volkes zuzurechnen ist, untreitbar die härteste, überragendste und damit auch genialste Erscheinung im gesamten Musikleben der Gegenwart. Sein Schaffen sei uns daher in gleicher Weise Maßstab wie Bekenntnis!

Richard Slovog.

Ein harter Liebesdienst

Von Richard Sexau

Am Mittwoch, den 14. Juni, wird der in Karlsruhe geborene Dichter, unser langjähriger Mitarbeiter Richard Sexau in einer Feierstunde, die NSLB und Hitlerjugend gemeinsam veranstalten, aus eigenen Werken lesen. Wir nehmen dieses Ereignis, auf das wir unsere Leser noch einmal ausdrücklich hinweisen möchten (Beginn 20.30 Uhr), zum Anlaß, die nachstehende Erzählung aus der Feder Dr. Sexaus zu veröffentlichen.

Als der Morgen graut, fährt ein Kraftwagen vor. Der übermäßige junge Mann erkennt den Insassen und tritt an den Schlag, der sich eben öffnet.
„Wie sehen Sie aus!“, spricht ihn der Arzt teilnahmsvoll an. „Noch ist ja nichts verloren. Wie kommen gewiß dagegen an. Die Pleurischwelle hat vorangebeut, eine tüchtige Person. Jetzt noch die Magenpumpe...“
„Ein Wort erst.“ Und er beginnt, während sie das Haus betreten, leise auf den Arzt einzureden, der fopschüttelnd abwehrt und mehrmals sich freizumachen versucht. Ich beschwöre Sie, Doktor. Hier geht Ihre Pflicht als Mensch über ärztliche Vorschrift. Es ist meines Vaters hart erkrankter Wille. Heilig muß er uns allen sein. Zwingen Sie ihn nicht zurück — nur damit er Foltern ausstößt, die über Menschenkraft gehen. Sehen Sie nicht so unmenslich grausam. Haben Sie Mitleid...“

nehmbar sprudelten jetzt die Worte hervor: „Es darf kein morgen mehr geben; um meinetwillen nicht wie Euretewegen. Ein Ende muß sein; ein Ende.“
„Schau Vater; du bist jetzt zermürbt; die Schmerzen...“
„Ach was Schmerzen. Das ist noch das Mindeste. Aber der Gedanke, andern zur Qual zu leben, zum Ekel, wie sich selbst — nein, nein...“
„Wem lebst du zur Qual?“
„Mich wideri ja selbst... diese Luft, diese Pest...“
„Was erst die neue Entscheidung geheißt sein...“
„Gehet! Als ob Krebs in diesem Stadium noch heilbar wäre. Laß, laß doch, wehste er voll Ungeduld alle weiteren Einwände ab. „Ob dir keine Mühe mehr! Gut gemeint — aber sinnlos. Ich kenne mich aus.“
„Ein alter Soldat, Vater...“
„Ob? Ich nicht meinen Mann gestellt; fast fünf Jahre lang — im Westen, in Rußland bis ganz zuletzt in der Ukraine?“
„So meinte ich es nicht. Aber du darfst den Mut nicht verlieren.“
„Mut? Daran fehlte es nicht. Ich stehe mir auch die Junge noch herauszusehen, wenn ich wüßte, daß dann dem Frau Einhalt geboten wäre. Wenn auch als Krüppel und Humm, aber doch Mensch unter Menschen und nicht...“
„Vater“, schrie er aus dem gepeinigten jungen Mann heraus.
„Einer muß es wissen. Damit nicht im letzten Augenblick noch Unfug geschieht. Höre: Ich habe mir Veronal zusammengespart; von meinen abendlichen Dosen.“
„Wie magst du so plötzlich alle Hoffnung aufgeben. Warst doch so zuverlässig. Und der Professor...“

Ein Sonnenlied

Und ein Glanz war über jenem Berge,
Glutete empor und ward Gestalt.
Die die großen Stunden aller Sterne
Schweigen hieß, — Ein Gott gab sich Gestalt!
Und der Glanz ging über auf die Täler,
Und der Glanz ging über auf die Stadt.
Menschen standen still wie unter Tränen.
Menschen wurden eines Himmels satt.
Ja, der Glanz geht ein in leise Herzen.
Ist ein Wunder dieser Welt geschehn? —
Wie der Gott in Strahlen fern und ferner
Wandert, will ein Volk zur Feier gehn.

Hans Herbert Reeder.

Lebensgefährtin führt die Worte heraus und doch ist es, als müßte er sich jedes einzelne qualvoll abringen.
Der Arzt schaut ihm scharf und ernst in die Augen. „Ich weiß, was meine Pflicht ist — als Arzt — und als Mensch. Lassen Sie mich jetzt zu dem Kranken.“
„Aber geliebter, tadel, als schwindle ich, der junge Offizier sich an der Wand weilt. Jetzt steht er, leicht schwanke, den Kopf geneigt. Seine Schultern zucken. Ein Geräusch von oben — er reißt sich hoch und folgt dem vorangehenden Arzt.
Mit feiner Mutter wollte der junge Reiterknecht das Krankenzimmer verlassen. Ein Wind des Vaters hielt ihn zurück.
„Beruhe, Mama, beinahe hätte ich vergessen...“ er murmelte noch etwas Unverständliches und schloß hinter der ihm gütig zuneigenden Frau behutsam die Tür.
Der Kranke richtete sich mühsam auf. Seine verfallenen Züge verknüpften sich vor Erregung, und harte Augen schauten dem Sohn unentworfelt entgegen.
Befangen nahm dieser neben dem Lager Platz.
Diese Augen — er hielt ihnen nicht länger stand. Nicht daß sie verzweifelt schauten, ohne Trost — daran hatte er sich ja während der letzten Wochen gewöhnt. Nein, es war mehr; sie beschworen, sie forderten.
Ein paar mal legte der Kranke zum Reden an. Aber es entranen sich den zuckenden Lippen nur Laute wie das Wollen eines todwunden Tieres.
„Schöne dich doch, Vater! Morgen...“
„Nein, nein — morgen — kein morgen mehr.“ Und als ob der Bann gebrochen wäre, fast mühselos und ver-

„Gerade er hat sich als Feldzugskamerad bewährt — weil ich ihn auf Ehre fragte.“
Der junge Offizier schloß, wie ihm die Zähne zusammenklagen.
„Aber unsere Religion... Gott...“
„Gott ist die Güte selbst. Er kann nicht wollen, daß ich lebendes Leibes Stück für Stück verkaufe, mir und euch allen zum Gram. Genug! Vor morgen früh betritt niemand mein Zimmer mehr. Sollte es da aber nicht zu Ende sein und man dich rufen, so verhafte, daß man mich nochmals zurückzwängt. Das ist mein letzter Wunsch an dich. Kein Wort zuvor irgendjemandem! Dann aber sag ihnen, ich verlange Achtung vor meinem Willen. Hörs du? Ich kann nicht mehr weiter. Nun — und du willst es mir nicht verprechen?“
Der Sohn kämpfte einen furchtbaren Kampf. Worte verlagerten sich ihm. Aber jetzt leuchtete sein Auge, sein stummer Mund, und sie beschworen den immer unruhiger werdenden Kranken.
„Du willst doch selbst nicht, daß dies Leiden immer weiter schreitet und schließlich — was auch der Professor nicht befehlen konnte — das Hirn noch angreift...“
„Um Himmelswillen, Vater.“
„Nun also, lieber Junge.“ Der Leidende hatte sich wieder vollkommen in der Gewalt. Bis zu einem gewissen Grad muß jeder Herr seines Schicksals bleiben. Ich habe mich nicht in dir getäuscht. Daß mir ja auch dein Leben lang nur Freude gemacht. Hier meine Hand. Schlag ganz still ein! Keine Bitte mehr! Dein Gelübnis — mein Dank!“
Der Vater brach die bleiche, abgegriffene Hand aus; sie starrte immer mehr. Eine Träne schlich sich ihm aus den trübigen Augen, als er den Sohn gar so lange abgern sieht.
Kaum gewahrt dies dessen schwerer Blick, da rafft er sich zusammen und, leicht aufstöhnend, legt er die Hand in jene des Vaters.
Lange und fest halten sie sich umschlungen.
„So... jetzt... kann... ich ruhig schlafen. Dank dir, lieber Junge; für alles; besonders dafür. Doch nun — geh. Wir sind Männer. Geh... Leb wohl!“
Der junge Mann trat hinaus. Seine Faust entschuldigt er bei der Mutter mit nächtlichem Dienst, den er beinahe veräußert habe, ruf davon, geht kreuz und quer, kehrt immer wieder zurück vor der ersten Haus, wo im Wohnzimmer ebener Erde das Krankenlager die Fensterflügel trüblich erhellt.
Die endlos lange Nacht fällt er hier wach.

Am Brunnen vor dem Tore

Die Linde in Sage und Volksmund / Von Fritz R. Daffner

Zwar gilt im allgemeinen die Linde oder vielmehr die Linde als Baum des Volkes. Die Linde mit ihrem weißleuchtenden flechtenbedeckten Stamm, den gefiederten Blättern und den röhrligen Blütenpolstern ist sogar der „heilige“ Baum. Er spielt in der nordischen Sage eine wichtige Rolle. Auch in den Edda wird er erwähnt.
Welt bekannter, als die bei uns selten vorkommende Linde ist die Linde. Ja, sie ist der eigentliche deutsche Baum. Sicher ist die Linde der volkstümlichste unter den Bäumen, obwohl auch die Linde nur noch vereinzelt anzutreffen ist. Inwieweit trifft man sie auch noch im Alpenverwand, während es früher ganze Lindenwälder gegeben hat.
Wie die Linde, so ist auch die Linde mit dem Sagenumflur des Volkes eng verknüpft.
Ein Lindenstamm gar breit — war es, das der Wind auf die Schulter Siegfrieds, des Draehendichters, wehte und das die vermundbare Stelle schuf, die später dem himmlischen Helden gefährlich werden sollte, als ihn der Speer Hagens traf. Ein Lindenstamm — und in der Tat ist die Linde der einzige Baum, der in der Siegfriedsage erwähnt wird.
Die Linde muß demnach schon in früherer Zeit bekannt und von Bedeutung gewesen sein. Sie war der Göttin Frigga geweiht, und es galt als großer Frevel, eine Linde mutwillig zu beschädigen. In den heiligen Hainen unserer Vorfahren waren häufige Linde. Sie schützten nach altem Glauben vor Blitzeschlag, und Karl der Große soll deshalb überall da, wo viele Menschen zusammenkamen, wie auf Marktplätzen oder im Kirchengarten, die Anpflanzung von Linden befohlen haben.
Diese schöne Linde hat sich in veränderter Form bis auf heute erhalten, und es gibt kaum einen Dorfplatz, auf dem nicht eine Linde oder sonst ein dem Andenken einer großen Zeit geweihter Baum als Sinnbild der Gemeinschaft steht. Der Baum galt und gilt heute noch als ein solches Sinnbild und als Schutzgeist der Gemeinschaft. Darum stellte man ihn gerne vor das Stadttor oder als Wächter über Recht und Gesetz an die Gemarkungsgrenzen. Unter der „Lindenlinde“ wurde früher Recht gesprochen.
Unabhängig sind die Bäume, in denen die Linde befruchtet wird oder in denen sie eine schützende Rolle spielt. Viele sind Volkslieder geworden. Wohl deshalb, weil sie an eine wesentliche Seite des Volksgeistes rühren.
Am Brunnen vor dem Tore,
da steht ein Lindenbaum...
singt Wilhelm Müller, dessen Worten Schubert durch seine geniale Vertonung Unsterblichkeit verlieh. Im Rauhen der Linde werden alte Erinnerungen wach und in ihre Linde schaut man manches liebe Wort, in der Hoffnung, daß es achselne Wünsche erfüllt.
Die Linde ist der Baum der Liebenden, und schon manch verfluchtener Reichen wurde in ihren Stamm gebohrt, manches Herzensgeheimnis ihr anvertraut. Auch das bekannte Lied der Romanikerin von Patibera:
Es steht ein Baum im Odenwald,
der hat viel armer Leute...
befingt eine Linde, und zwar die im Neunkircher. Ein Baum, in dessen Schatten es sich im Abenddämmern heimlich plaudern lieb, der mit seinen duftenden Blüten ein Sinnbild trauriger Sommersehnsucht war und in dessen herbstlichen Blättern die Liebenden ein unadäquates Male wiederholtes Zeichen ihrer Liebe sahen, hat zu allen Zeiten die Dichter angezogen.
Das Schönste all dieser Lieder ist wohl Walters von der Vogelweide Minnelied:
Unter der Linden
bei der Seide,
wo ich mit meinem Trauten saß,
da könnt ihr finden,
wie wir beide
die Blumen drücken und das Gras.
Auch im neueren Lied wird der Linde gern gedacht, und selbst Dreyersteiners hat man durch volkstümlichen Text schmuckhaft zu machen gewußt.
Wenn man in den Brunnen der deutschen Liebeslieder hinabschaut, so erscheint uns meist ein Lindenbaum als freundlicher Genius, unter dessen grünem Blätterdach man sich geborgen fühlt und um den das junge Volk immer noch tanzt. Ist die Linde auch nicht mehr der „heilige“ Baum von einst, so tröstet sie doch noch achselnisvolle Kräfte auf das Volksgemüt aus.

Da lacht der Stiefel

Von Klara-Maria Frey

Uhr und Kuh
Das Gasthaus ist recht ländlich. Hof und Stall kann man von den Fremdenzimmern überblicken. Dem Stiefel ist die Uhr heilig. Er schaut frühmorgens aus dem Fenster. Nur ein sehr betauer Großvater rumpelt im Hof herum. „Wieviel Uhr ist?“ ruft der Herr vom Fenster. „Da?“ Der Weiskopf hält die Hand zum Ohr. „Wieviel Uhr ist?“ wiederholt der Fremde. Da, jetzt alant Verständnis über das Gesicht des Alten. Er hat ein lauges U gehört und meint, man frage ihn nach der Kuh. Verantwortet über diese Anteilnahme, krächzt er hinauf: „Sie sa jede-n-Aueebild kalber!“
Aus der Schule
Die Lehrerin spricht mit den Allerkleinsten vom Neid. „Wer von euch weh, was neidisch ist?“ fragt sie die kleinsten Sprößlinge. Während der freudigen Erregung, meldet das Beteiligte: „Unseri Mueber heit an en Raubdich!“ (Nähtisch).
Kindliche Ansicht
Die siebenjährige Trudel lebt in einer Wolke von Glück. Sie darf nämlich jeden Tag zur Großmama, die im Landfrankenhaus liegt. Und im ersten Stock dieser Anstalt befindet sich die Wächterinnen-Abteilung. Viele lebendige Puppen kriechen die Trudel zu sehen. „D-

Mutti“, sagt sie auf dem Heimweg, „jetzt soll doch d' Großmama auch in de ericht Stod liege, daß se auch e kleins Kindle kriegt!“ Und sagt noch hinzu „wenn's Kindle dann auch runzig ist wie d' Großmama, soll macht mir!“
Der Kinderschüler
„Du, Fritz“, fragen wir den munteren Kleinen, „was für Lieder singt ihr jetzt in der Kinderschule?“
„Was für Lieder wir singe?“ sagt der Dreijährige, „Da, so en Quackel dum mir linde.“ „Aber Fritz! Was für Quackel singt ihr denn?“ — „Da, vom Kriebelina un io.“ erklärt uns der kritische Kleine Kerl.
Tüchtige Frau
Im Verhauss bedient eine sechsundzweißigjährige Anna und rüht auch die Zimmer für die Fremden. Sie habe aber Plangen im Kopf, berichtet die Wirtin, Ise Wäcker, und murmelte, wenn sie sich allein stande, laar Gedächte vor sich her. Bei nächster Gelegenheit sprach ich mit der literarisch anachronischen Dormaid. Ich frage sie nach ihrem Lieblingsgedicht. Da leuchtet die ganze knorpelartige Anna und deklamiert schallend:
„Die alte Wäckerin.
Du siehst achselhaft bei den Finnen
die Alte dort im weißen Haar,
die rühmte der Wäckerinnen
im siebenundsechzigsten Jahr!“

Das neue Buch



Deutscher Kaiser und böhmischer König

Kaiser Karl IV. von Josef Pfitner

Das vorliegende Werk ist der erste Band einer neuen Buchreihe „Deutsche Könige und Kaiser“ des Verlags Athenäum, Potsdam, ein Unternehmen, in dem gründliche wissenschaftliche Arbeit mit volkstümlicher Ausdrucksweise sich zu einer Buchform vereinigen soll, die jedem Deutschen verständlich ist, dem Interessierten aber eine unendlich dankbare geistliche Beschäftigung bedeuten dürfte. Als besonders erfreulich bemerken wir für die vorgelegenen Bücher die Namen nicht nur hervorragender, oft genannter und dargelegelter geschichtlicher Persönlichkeiten wie etwa Heinrich IV. oder Friedrich II., nein gerade die dem Volksbewußtsein weniger vertrauten Herrschergehaltene a. B. Konrad von Salsingen, Ludwig der Baver usw., werden herangezogen und dem Bedürfnis nach geschichtlichen Leben fruchtbar gemacht. Keineswegs aber tragen diese Bücher den Charakter der Vollständigkeit; sie wollen ein wertvoller Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Deutschen Mittelalters und der Neuzeit sein, eine Veranschaulichung all der vielen, nur zu selten erlebten Geschichten im Brennpunkt unserer neuen politischen und wissenschaftlichen Einflüsse.

Karl IV. erweist sich nun als ein Kapitel der deutschen Geschichte, das schwer zu bemerken ist. Die Gestalt dieses Mannes ist uns allerdings durch die Ereignisse des letzten Jahres nahegerückt, doch die damals erschienenen Aufsätze aus der Feder Verweyner und Unterwiesingens haben eigentlich erst recht die Schwierigkeit erkennen lassen, Karl IV. in seine Zeit, in das vorhandene Staatsgebilde des Deutschen Reiches, in die geschichtlichen und kulturellen Strömungen und schließlich in die Verwirrung der Volkstumsgeschichte einzufügen. Die bis heretage geschichtswissenschaftliche Beurteilung Karls war sehr widersprüchlich in der deutschen Geschichtswelt, die wissenschaftliche Arbeit mit ihren Gegensätzen in einer Entfernung von der deutschen, die unüberbrückbar schien. Es entbehrt nicht eines tieferen Sinnes, daß sich nun in Dr. Josef Pfitner ein Professor der deutschen Universität Prag an die Aufgabe herangemacht hat, unter Einbeziehung der beiden einander völlig entgegengesetzten Quellen ein gerechtes, man möchte sagen, im guten Sinne europäisches Bild dieser Kaiserpersonlichkeit zu gewinnen. Selbstverständlich muß dieses Bild nach der Einbeziehung des aneinanderstrebenden Materials gewaltig neue und ungekannte Züge enthalten. Wir wollen außerdem der Tatsache eingedenk sein, daß der Verfasser in seinem Leben beiden Volkstümern verbunden ist, dabei aber als Deutscher vorliegt und das Befehle vom geschichtlichen Ort aus, von Prag, überbringt.

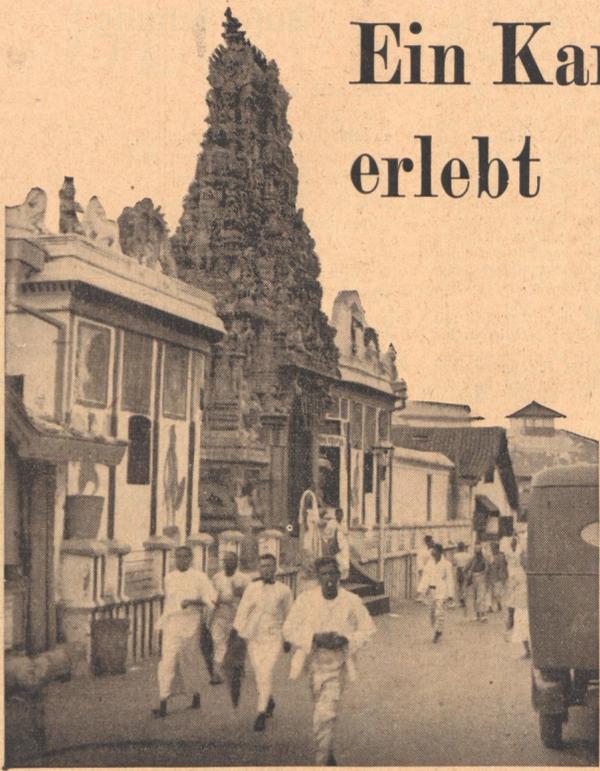
In Karl traf sich von Geburt der Deutsche und der tschechische Mittelraum, seine Sprache und sein Bewußtsein galt dem deutschen und dem tschechischen Volke, wenn er auch von dem Reichstum und der Ueberlegenheit der deutschen Volksträfte jederseits überzogen war. Wäre er ein überlagerter Staatsmann gewesen, wie es so oft zu sein pflegt, so hätte er schon damals den böhmischen Stamm endgültig mit dem deutschen verflochten und jene ruhige mitteleuropäische Entwicklung in einem festgehaltenen Staatsgebilde gefördert, zu der er bruchstückhaft während seiner Regierungstätigkeit tatsächlich angeleitet hatte. Zweifellos kommen Karl-als-Berühmter Leistungen zu, die geschichtlich sind und seinen Namen glanzvoll verleben haben; denken wir nur an die Gründung der ersten Reichsuniversität in Prag 1348, an den Ausbau der Städte, besonders des Prags selbst, an die unter ihm allmählich aufstehende geordnete innerböhmische Verwaltung und auch an die oberflächliche Sichtung eines gemalteten Wirtschaftsräume von Italien zur Dnieu und von Franken bis nach Polen hinein. Allein: seinen Lieblingsplan, der ihm sein Leben lang vorzuschwebte, nämlich Böhmern zum Herz des deutschen Reiches zu machen, mit männlicher Tapferkeit und mit einem nur im Ziele sich verbrennenden Willen durchzuführen, dafür fehlte ihm die rechtswirksame Struktur von Seele und Geist, die Einigkeit zwischen Gedanken und zupadendem Leben, die Leidenschaft rechter Politik. Für die Fragen die der Geschichte vermerkten Leistungen aus einem Bewußtsein, das sich selbst lassen der gerade vordergründigen Kräfte aus, auch die Kulturpolitik Prags und der Ebenbürtigkeit war dem Vorwärtstreiben der von ihrer Mission befehlerten deutschen Künstler zuzuführen und ihre Entfaltung fand hat, weil nichts Uebersichtliches ihnen gegenüber vorhanden war. Wohl verlegte Karl den Schwerpunkt des Reiches nach Prag, machte seine Stadt zur Hauptstadt, ließ das Leben von hier aus in die deutschen Lande pulseren, aber die Wirkung dieses Tuns blieb letztlich verflucht und schwach; andere natürlich gemachte Reaktionen im Staatsleben wurden reaktionär und verflucht, los schon in keine abstrakten und Entwürfen gewandelt, die sich organismisch, als ein Element fruchtbarer Staatsgestaltung einfügen wollten. — Der Vemeisführung Pfitners muß eine strenge und harte Kritik, zugleich größte Bewusstseinsarbeit in der Behandlung der Quellen zugeprochen werden. Das entworfenen Bild ist fürs erste ungewöhnlich, jedoch in der Folgerichtigkeit und den Schläffen zwingend. Was das Buch so wertvoll macht, ist der in anschaulicher und klarer Sprache gelungene Aufriß der problematischen geschichtlichen Zusammenhänge, in der Karl IV. nun einmal lebt und die Auffindung einer Lösung, die nach dem Denken in großen politischen Räumen befriedigt.
Kurt Knittel.

Ohne Befehl

Mit der Novelle „Ohne Befehl“ hat Walter Fegelein einen glücklichen Griff in die napoleonische Zeit getan, ähnlich wie sein Landsmann Friedrich Griefel mit der Erzählung „Die Wagenburg“. Auch hier sieht ein Weidwürger seinen eigenen Krieg gegen den Koronens Kaiser, doch auf der heimatischen Erde, und die Gefühle und zwei Kameraden folgen ihm auf die Moorinsel. Der Schulmeisterliche Peter und die Schulmeisterliche Dorthe sind das heilige Liebespaar, das den Untergang vor Augen, dem Feinde tragt, losgelöst von den üblichen Bindungen, nur auf sich gestellt, und darum bedingungslos in der Grabschichte, nur der Freiheitsidee und ihrer Liebe lebend. Das ist also ein echter Novellenstoff, und dem Ungewöhnlichen des Vorganges ist die geborene Sprache des Dichters ganz gemäß, hier kann man nicht mehr von trüben Ueberlieferungen im Ausdruck sprechen wie in seinem Roman „Insel im Strom“. Die Novelle ist in Frageform gehalten, das Mädchen schreibt ihre Worte, Klänge und hängen Selbstgeleiten hinein, und so kommt in die Erzählung ein Wühlwunder des tief beteiligten Geistes, wie es anders nicht möglich gewesen wäre. Im tragischen Untergrund faßt solche Aufklärung gegen das Uebermächtige nur einen, aber die Haltung, in der es geschieht, macht die Sterbenden doch zu Siegern. Die Dichtigkeit der Sprache ist hier noch vollendeter als in dem Roman „Das Fräulein auf dem Regenbogen“. Der Gotta-Verlag hat das Bändchen in einem Format herausgegeben, das den berühmten Klassikerausgaben seiner großen Zeit angeht, gleich ist. (102 Seiten, 2,50 M.)
Richard Gerlach

Ein Karlsruher erlebt Ceylon

Ein Reisebericht von HANS VOLLMAR



Tempel der zweiten Hindukaste; in der Pettah, Colombo

Nach vier Tagen Aufenthalt in Colombo waren wir das Leben dieser tropischen Hauptstadt schon müde. Das Stadtzentrum, in europäischem Stil gebaut, bot mit seinen Kaufhäusern, Banken, Verwaltungsgebäuden usw. nichts Neues mehr. Die Altstadt, die Pettah, hatte wohl noch sehr viel von ihrem originellen Charakter gewahrt; das Bummeln aber durch diese engen, schmutzigen, von Menschen wimmelnden Straßen und Gassen war wegen der aufdringlichen Art der Händler, die einem ewig nachhiefen und ihre Ware feilboten, direkt eine Qual. Nur grobe Flöße befreiten uns von diesen lästigen Begleitern ...

Es war an einem Oktobermorgen, als mein Reiseleiter, ein Deutsch-Amerikaner, und ich an einem endlosen Gewirr von mehr oder minder alten und wackligen Autodroschken standen und nach einem Wagen suchten, der das vorläufige Reiseziel Galle als Bestimmungsort zeigte. Das Handeln um den Fahrpreis mit dem Chauffeur war schnell erledigt, und bald führte uns der Bus heraus aus dem Großstadtdreieck über ein- und zweibahnige Straßen durch kleine Eingeborenenörter hinaus in die tropische Landschaft. Auf einer solchen Jungfernfahrt in tropisches Land ist es wohl nicht verwunderlich, daß erstmal alles beäugt und bewundert wird. Palmen, nichts als Palmen, in fast unvorstellbarer Menge. Es waren Kokospalmen. Später dazwischen einige Reisfelder, und eine Reihe von Menschen, tief im Wasser stehend, leiste die jungen Reisplänzchen in ihr kühles Bad ... Die Eingeborenen grüßten unserem Omnibus neugierig nach, weil da zwei weiße Menschen drinnen saßen. Ihre Häuser, soweit man diese Behausung überhaupt als Haus ansprechen darf, sind meist aus Lehm und Bambus gebaut. Die Dächer sind mit mehreren Schichten Palmblätter mandförmig auch mit schweren ungleichförmigen Ägeln bedeckt ... Die Kleidung der Menschen ist so, daß man von hinten nicht unterscheiden kann, ob Männer oder Weibchen. Denn auch die Männer tragen ihre Haare am Hinterkopf in einem Knoten zusammengefaßt, haben Röcke an und laufen barfuß wie jedermann hier. Ab und zu begegnet man wieder buddhistischen Priestern, die mit ihren schreiend gelben Umhängen, ihren weitläufigen Glasköpfen, ihren großen Fächern aus Palmblättern und ihrem schwarzen Regen- bzw. Sonnenschirm, von weitem schon erkennbar sind.

In Galle wartet schon der Anschlußbus, das heißt, wir müssen auf keine Weisheit auch noch einmal eine Stunde warten; denn ungenügend fahren diese Chauffeure mit halbverrotten Wagen. So kann es vorkommen, daß der Wagen bereits eine Stunde vor Termin weg ist, oder daß er eine Stunde später noch geduldig auf Fahrgäste wartet. Die Fahrgäste sind nur Schwarze, und zwar meist nur aus der niederen Klasse. Menschen der weißen Rasse verirren sich nie in diese Kohlenkiste. Es ist unter ihrer Würde ... Dann ist es allerdings auch nicht verwunderlich, wenn mir Weiße nach Beendigung meiner Reise erzählten: Ich bin jetzt schon zehn Jahre in Ceylon und habe noch nicht so viel gesehen, wie Sie. Aber das ist ihre Sache. Gewiß kann auch ich mir andere und bequemere Genüße vorstellen, als sich dauernd zwischen diesen schwarzen, oft recht schmutzigen Menschen herumzudrücken und sich von einer solchen Affenschaufel durchs Gelände hin und her schaukeln zu lassen, nie wissend, ob man überhaupt heil und lebendig wieder herauskommt. Für Autopflüge scheinen die Fahrer nicht allzu großes Interesse zu haben; die Hauptfrage ist, daß der Wagen läuft; denn sehr oft tut er nicht einmal das. Es ist mir mehr als einmal

passiert, daß alle Fahrgäste in der brennenden Mittagssonne sich durch öfteres Schieben des Wagens auf freier Strecke hart ihr Fahrgeld „verdienen“ mußten.

Die Fahrt von Galle über Puttalam nach Anuradhapura war eine einzige Fahrt durch den Dschungel, durch von Menschen fast unberührtes Land; doch Tiere beleben ihn, reich und mannigfaltig in ihrer Zahl. Ein



Fort aus der Zeit, als Ceylon noch holländische Kolonie war

besonderes Ereignis für uns waren die ersten Affen. Sie saßen ruhig auf der Landstraße, ließen das Auto nahe an sich herankommen, sprangen dann schnell auf die Bäume und schauten mit ängstlich fragendem Blick herunter auf das vorbeifahrende Häufchen Menschen. Wir sahen verschiedene Arten von Affen, doch meist eine größere Art mit langen Schwänzen, schwarzen Gesicht mit einem „weißen Rahmen“ darum. Es ist fälschlich anzusehen, wie die kleinen Affenbabys an ihrer Mutterbrust fest angeklammert hängen und so mit ihr vom Baum zu Baum springen ... dann kragen die dünnen Äste und der ganze Baum wird bewegt wie von einem kräftigen Wind. Wie ich später erfuhr, waren diese unendlichen Strecken waldeten und dichten Dschungels noch vor 3-400 Jahren fruchtbar Gebiete gewesen; es war in jener Zeit, in der noch einheimische Könige das Land regierten, als noch kein weißer Mann das alte Reich der Sinesen und Tamils betreten hatte. Seit aber diese Reiche gestürzt waren, und die alten Herrscher die Erde bedeckte, und die Europäer das Land zu regieren begannen, verlor die Gegend ihr altes kulturelles Leben und die Bewohner verloren das Interesse, ihren Boden in der alten Weise zu bebauen.

In Anuradhapura müssen wir wieder drei Stunden auf das Anschlußauto nach Jaffna warten. Wir essen Bananen, die zu unserer Hauptmahlzeit auf der ganzen Tour werden sollten. Dann eine lange, unangenehme Fahrt durch die Nacht, von 9 Uhr abends bis 5 Uhr in der Frühe. Ein weißes Einemaloch schützte uns vor der härtesten nächtlichen Kühle, einige Minuten schlafend, bis der Kopf an eine harte Ecke stieß und man wieder aufwachte; so geht diese Nachtfahrt stundenlang. Dazu ist der Bus noch überfüllt und mein schwarzer Nachbar fällt oft mit seinem ganzen Gewicht im Schlafe auf mich. Entsetzlich müde kamen wir noch in der Dunkelheit in Jaffna an.

Wir legten uns noch anderthalb Stunden in den Bahnhofswartesaal und warteten auf unseren schwarzen Freund, den wir auf der Fahrt von Singapur nach Colombo kennen gelernt hatten. In unserem Erbaunen kam er nicht selbst, sondern er hatte seinen jüngeren Bruder zu unserem Empfang geschickt. Wir hörten, daß unser Freund plötzlich auf Wunsch



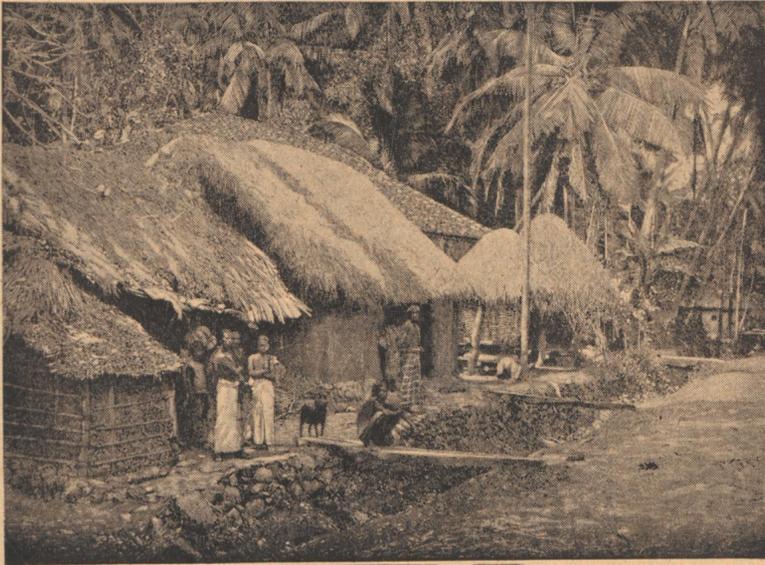
Brücke über einen Urwaldfluß

der Eltern heiraten müsse, und zwar eine Frau, die er nie, bhm. nur als kleines Kind gesehen hatte. Hier ist es also noch Brauch, daß die Eltern die Frauen für ihre Söhne aussuchen; dem Sohn bleibt keine andere Wahl, er gehorcht widerpruchslos. Anton, so hieß der Bruder meines Freundes, führte uns durch Jaffna, eine alte holländische Festung. Es gibt noch viele Häuser aus der holländischen Zeit. Eine alte Kirche, aus dem Jahre 1666 mit ihren alten Säulen und holzschnitzten Wänden ist wohl das Charakteristischste aus jener Zeit. Ceylon war nämlich 1505 zum erstenmal von Europäern, d. h. von Portugiesen besiedelt worden. Anfangs des 17. Jahrhunderts wurde Ceylon eine holländische Kolonie und zu Napoleons Zeit nahmen es die Engländer in ihren Besitz, die jene Zeit des geschwächten Europas ausnützten, um ihre Ueberseebesitzungen zu erweitern. In jener Zeit wurde Ceylon englisch. Die einzigen Anzeichen aus der portugiesischen Zeit sind die portugiesischen Namen einiger Geschäfte und vor allen Dingen die noch heute spürbare katholische Missionsstätigkeit. Die holländische Herrschaft beeinflusst heute noch mehr das Leben der Bewohner Ceylons. Hier gibt es a. B. noch die sogenannten Buraker, das sind weiße Menschen mit dunklem Einschlag; also ursprünglich holländische Bevölkerung, die sich mit den Eingeborenen vermischt hatte. Heute wissen die Buraker noch nicht, wo sie eigentlich hingehören; sie nehmen eine Art Zwischenstellung zwischen der schwarzen und weißen Rasse ein. Viele holländische Namen, alte Kirchen, einige Festungen und Säulen erinnern noch an jene Zeit.

Gegen zehn Uhr, als die Hitze langsam unerträglich wurde, setzten wir drei uns wieder in unseren Omnibus und fuhren nach dem eigentlichen Heimort meines Freundes, nach Malawai, ganz an der Nordküste Ceylons. Es war ein echtes Eingeborenenort, außer der katholischen Missionschule, der Kirche und einem Hindutempel waren sicherlich keine Steingebäude zu finden. Zwischen Gartensäumen, aus Palmblättern gemacht, und im Schatten der Palmen gelangten wir zur Hütte, die unser Ddack sein sollte für die nächsten paar Tage. Wir unterhielten uns eine ganze Weile mit unserem Freund über dies und jenes und über die politische Heimat. Ich bekam sowohl hier, als auch später den Eindruck, daß dieses Volk durch seine Sitzengehe und durch die Religion ein äußerst reines Volk sein müsse. Keuschheit bis zur Ehe ist selbstverständlich. Das Mädchen verläßt von dem Beginn der Reife an bis zur Hochzeit nicht mehr das elterliche Haus. Ganz anders ist das Verhalten der Eingeborenen in den Tropenstädten, also den Plätzen, wo sie mit der weißen Zivilisation in Berührung gekommen sind. Ich hatte allzuoft den Eindruck, daß die Farbigen ein geradezu verhängnisvolles Geschick haben, die Nachteile und Schwächen der europäischen Kultur eher in sich aufzunehmen, als das, was von Nutzen für sie sein könnte.

In dem Dorfe waren wir — die amerikanischen katholischen Missionare ausgenommen — die einzigen Weißen; wir wurden überall hingeführt und bestaunt, wurden auch zum Bürgermeister gebracht, hier und dort eingeladen, entweder zu einer jungen Königsfestschmuck, deren Saft eines der erfrischendsten Getränke ist, die ich kenne, oder zu einem Toddu, einem alkoholischen Getränk, das aus der Palmurapalme bereitet ist. Es schmeckt nicht schlecht, aber auch nicht gerade gut. Das Mittagessen, das man uns vorsetzte, war ein Kapitel für sich: Man hatte Fleisch für uns gemacht, dazu ein besonderes Reisgericht mit Curry. Aber gerade durch letzteres war das Essen so scharf, daß das Brennen auf der Zunge unerträglich wurde und mir die Augen tränten. Wir konnten beide nicht zu Ende essen. Unser Freund erzählte uns nebenbei, daß seine Mutter nur die Hälfte des Gewürzes reingetan habe, das sie sonst zu brauchen pflegte.

(Fortsetzung folgt.)



Hütten von Eingeborenen in Colombo



Mutter und Tochter aus der Klasse der „Unberührbaren“. An den Ohrklappen hängen sonst große und schwere Ohrringe

Aufnahmen: Ansmann-Archiv (1), H. Vollmar (2)

Der rasende Roland

Von Richard Curlinger

Mit dem Hundertpfundigen Kolof begann der Zustand: Roland Goldschid, Direktor Wienands unbedingt verlässlicher Chauffeur und Gärtner, schien mit einem Schlag verrückt geworden.

Im Hundertkilometer-Tempo, spritzend, rauschte die schwere Limousine über die verstaubte Chaussee hin, da legte Goldschid plötzlich los, daß sich die Bäume bog!

Der Direktor, in Gedanken, hob den Kopf, sah vor sich, am Ende der Allee, einen andern Wagen, dem das verführerische Tempo seines Fahrers gelten mochte. Immerhin bekräftigt, stellte er die offensichtliche Überlegenheit seines neuen Fahrzeuges fest, denn sie holten sprunghaft auf. Als aber Goldschid Wienands auf glitschiger Böschung vorzufahren, und schon Signal gab, vertrat er sich errötend den Umfang.

Nun mag es sein, daß plötzliches Abstoppen aus solcher Wucht den Wagen hätte schleudern lassen; jedenfalls schrie sich der Fahrer nicht an das Verbot, sondern folgte ratternd vor des andern Nase, der mühsam sich aus Ölflut und Glätte auf Pfaster belancierte. In allem Witzschick erkannte Wienands in dem ärgerlichen alten Herrn mit weißem Spitzbart und Joplinde, der kopfschüttelnd sich ans Fenster neigte, den Generaldirektor. Noch ehe er grüßen konnte, rief die Kaiserin ihn weg.

Auf alle fünf Knöpfe zu gleicher Zeit drückte der Wärende: da zuckte der Chauffeur zusammen, duckte sich, bremste, stoppte, daß der Wagen, während das Signal des andern aufschrie, mitten auf der Straße stehen blieb. Aus aufgerissenen Knie-Läden strömten schreiend der Direktor, spöttisch spitz der Vorgesetzte, herrschten den Verwegenen an; doch im Anblick des verdörnten Menschen, der, Schweißtropfen auf der Stirn, als habe er Todesängste durchgemacht, hilflos mehr als schuld- bewusst zu ihnen auf sah, verwirrte sich ihr zorniger Verdruß. Wienands wenigstens erschien es wahrscheinlich, daß der Mann die Macht über den Motor verloren habe.

Dankend nahm er die selbstgefällige Einladung der Erzeleung in ihr Knie an, während Goldschid fror unter eifigen Befehl, in großem Abstand hinterher zu parolieren.

„Es gibt so Leute“, spöttelte der Vorgesetzte, „die keinen vor sich dulden und nicht ruhen, bis sie ihn nicht überholt...“

Wienands widersprach nicht, doch er kannte seinen Fahrer besser: einen jener ehrgeizigen Menschen, deren Selbstgefühl sich keinem Tadel aussetzt! Fast bedauerter er nun, den guten Kerl, dem Tadel näher ging als maßvoller Naturen, schonungslos gedemütigt zu haben, aber als er durch den Fondgänger nach dem begoffenen Pudel ansah, übergriff ihn die ungläubigste Entdeckung; dicht hinter ihnen raste drohend die Limousine auf, und schon freilich das Signal: dröhnend, daß die Scheiben klirren, donnerte der Wagen haarstarr am Chassis vorbei, legte sich vor ihm wie ein paar Kilometer aus, bremste, stoppte, hielt am Vorderrand!

Leute liefen zusammen, als Goldschid, freidrehend, mit zögernder Mühe und schlaffen Armen wie ein Schlafwandler, dem Rumpfen des Generaldirektors in den Weg trat, konfus Zeug dazwischen, das ihn womöglich entzündigen sollte. Die Herren freilich schüßten nicht zurück, sah vom Straßenrand in Diskussionen einfallen; sie rollten unmaßbar vorüber. Da geschah das Seltsame, daß der Chauffeur den nächstbesten Mechaniker der nächsten Garage im blauen Arbeitswisch ans Steuer setzte, sich nach Hause fahren ließ und krank meldete.

„Ich weiß nicht“, schrieb er seinem Herrn, der ihn keines Anpuffs würdigte, in einem jämmerlichen Brief, „ich weiß nicht, was es war: ich wollte nicht und mußte doch. Auf einmal war ich wie besessen.“ Und während er versuchte, was er selber nicht verstand, reumütig zu erklären, bot er seinen Rücktritt an, da er Angst vor weiteren Vergehen habe.

Aufs Zimmer seines Herrn befohlen, der eher noch den Wagen tauschen wollte als den Fahrer, besuchte Goldschid wie ein Kind und beteuerte, der Wagen sei nicht schuld. Ueber ihn nicht, über sich habe er die Macht verloren!

Ehererell! ... Wienands warf die Zeitung auf den Tisch. Er brauche kein Auto! Er brauche seinen Fahrer! Oder Ersatz!

Goldschid wagte es ein letztesmal. Allein auf offener Chaussee. Alles schien gut. Aber als ihn ein Auto überholte, packte ihn der Wahnsinn wieder, peitschte ihn zur Heckjagd.

Schweißgebadet lieferte er, heimgekehrt, den unvertrauten Wagen ab, meldete sich strafällig und erbat Entlassung.

Was werden sollte, wußte er so wenig als was eigentlich geschah. Kopfschüttelnd schob er sein Gepäck ins Obdachlofe. Er zehrte von Ersparnissen, bot dem Arbeitsnachweis sich als Diener an. Als Hausmeister und Gärtner. Doch entschied sich sein Gesicht in der von ihm verschuldeten Verhandlung anders; zu Lasten seines Herrn in Gelbstraße genommen, interessierte er eine Mrs. Humber, die ihm durch ihr blinkendes Monokel ermunternd zu verstehen gab, sie lüde einen „schönen Fahrer“.

Handgeld, das sie ihm austrängen wollte, bestah ihn nicht, aber als sie eigenhändig ihm ihren allerneuesten Amerikaner vorführte, knickte seine Weigerung.

Zwei Tage später bändigte er den Kolof. Zofschicht war Parole, Tempo Orgie, Barforce-Schrittmacherin, bestete sie ihm ihre Leidenschaft ins Blut, warf den Arm um seinen Nacken, wenn die heulende Maschine Räume schluckte und Entfernungen zerstampfte.

Ein verirrteter Meteor, Feuer speiend, raste der Motor als knallroter Schreden durch die freischwebende Landtschaft schrämpfender Provinzen, ewig auf der Jagd in überhöhlender Verfolgung. Ziellos, funktlos, nur besseren, Opfer aufzubringen, anzuspüren, hinter sich zu schleudern! Dann schrie sie auf, überfiel den fur Ersparter in höhererischer Verzückung.

Bald genigte ihr solches Raubrittertum der Straße nicht mehr; denn die Tatsache verdroß, daß sie häufiger sie Bettelwörter überhöhlte, denn zahlreicher sich andere vor die Straße legte, die das Ungeheim einfling.

Auf die Rennbahn lockte sie den willenlos Geworbenen, der seinen Bahnsinn in dem Weib verlorst sah, das ihn nun trankinnend durch den geschlossenen Zirkel der Arena peitschte.

Favorit im „Großen Preis“ des Jahres, unter dem Gemahl amphotertraktisch angebreiteter Behtaufende, ersättigte die „rote 4“ den Start mit unterirdischem Gebröl.

Zur Unkenntlichkeit verumtunt, nur noch Dämon, stachelte Mrs. Humber die verkrampfte Ruhe ihres Fahrers mit gefährlicher Verheißung. Er begriff kein Wort, aber in die freigelegene Bahn härmte er in wütendem Wüßsprung. Aus jäh lebendem Feld trogte er sich eine Küchlerlange, glitt zurück, sah sich überflügelt, eingeklinkt, bis sich durch die lärmenden Wlechbarrakaden, millimeter-

weise, rang sie deutlicher und deutlich nieder, würgte — einen um den andern — ihre Reute ab, stieß ins Freie, übernahm die Führung. Fährte durch fünf Runden, schleppte das geprengte Feld in immer hoffnungsloserer Zerrüttung hinterher. —

Da geschah es, daß die Schlange losgelassener Maschinen sich blindwütig in den Schwanz biß; nicht den Sieg begriff der rasende Chauffeur, den Triumph nicht, der ihn unterm Jubel aufgeregter Menschenmassen prall durchs Ziel schob; nur den Gegner vor sich, nahm ihn an, rief ihm nach, jenem letzten Wagen aus der letzten Runde, der — längst abgetämpft — lahm hinterherhinkte. „Stopp! Stopp! Stopp!“ warf sich Mrs. Humber über den Verrückten; doch er hörte nicht. Wieder tauchte — Vorlester der letzten Runde — ein Wagen vor die Bahn, legte sich vors Ziel. Wieder kämpfte der Entsetzte ihn nieder, während stöhnend plötzlich noch einmal das ganze Feld ratternd durch die Bahn stob wie ein Kubel Wild, in das der Wolf bricht.

Mrs. Humber war es, die das tolle Karussell mit gellem Aufschrei abhina, als ihr Fahrer plötzlich in die Luft griff! ...

Schaum vorm Mund, sog Sanität den sonderbaren Sieger aus der Karosserie, überführt ihn ins Hospital. Wochenlang übertrumpften sich die Sentimentsblätter mit Bulletin über Vorgesetzte, Zustand und Befinden, zeichneten den Rasenden als Prototyp verrückter Kilometerfreierei. Dann verschwand er von der Bildfläche öffentlichen Interesses. Ueberr großen Reich vielleicht, im Dienst der Dame ...

Jahre später riefen Wirtschaftskonferenzen Generaldirektor Wienands nach Berlin. Er kam im Flugzeug, nahm den Taximeter nach der Stadt.

Welche Nummer! Kautischen, Autos, Trambahn, Schilber, Ampeln, Warnsignale, Polizei freunten sich der Fahrt entgegen, droffelten jedweden Anlauf ab. Immer rückwärts, je näher sie dem Zentrum rückten, kostete die Droßigte vorwärts, bis sie, heillos eingeknetzt ins Treibeis, hoffnungslos

Goethe und die heutige Jugend

Von Wilhelm von Scholz

Am heutigen Sonntag, den 11. Juni, spricht der bekannte badische Schriftsteller zur Eröffnung einer neuen Abteilung des Scheffelmuseums, die den Dichtern des Oberhheins gewidmet ist.

Wir wissen, daß das Buch, welches von der jüdischen Jugend im Jahre 1914 am meisten mit ins Feld genommen worden ist, der „Faust“ war. Und ich glaube, daß er nach einem Jahrzehnt neuer deutscher Volkserziehung, wenn jeder junge Mensch, der geistige Anlagen hat, zu den Kulturgütern der Nation geführt worden ist, vielleicht für alle jungen Volksgenossen das Lebensbuch werden kann, aus dem stets von neuem innere Festigkeit, Kraft, Sinn des Lebens, Stolz ein Deutscher zu sein, gewinnen wird. Da der „Faust“ zugleich Goethes größte schöpferische Tat ist, wäre damit eine wundervolle Einheit von Dichter und Volk erreicht.

Aber schon fröde ich und lese, daß ich diese Hoffnung auf den ersten Teil des „Faust“ einschränken muß. Denn des reinen Bildungs- und Wissenswertes ist im zweiten Teil soviel und soviel gewiß weiter vorankommend, daß der weltanschaulich besonders erfüllte Abschnitt der Dichtung immer anschieblicher Zeit und humanistischer Vernetzung bedürfen wird, um überhaupt richtig aufgenommen zu werden.

Nirgends empfinde ich so schmerzlich wie beim Faust, daß das Weltwissen, die gemaltene Zeitenbelesenheit Goethes und sein Mitleben in anderen Völkern und Kulturen den zweiten Teil des Werkes vom schlichten Erfaßbar- und Verständlichsein fortgeführt und ihn fast zum Liebhaberbuch gelehrter Kräfte gemacht hat.

Goethe ist sicherlich nicht der Dichter, den irgendeine frühe Jugend ergreifen wird — die heutige und die morgige ebensowenig, wie es die vergangene tat. Das erwachende Lebensalter, das immerhin schon, nach Dichtern verlangt und mit Dichtern zu ergötzen bereit ist, wird erst über andere Geister allmählich an Goethe finden. Das Herz eines jungen Menschen, der etwa hiezhinjährig ist, wird von Goethe noch kaum ganz gewonnen und bezwungen werden. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Jugend, daß Schiller als Dramatiker sowie allerhand kleinere Lyriker und Erzähler mich lange eingehend beschäftigten, ehe mir Goethe aufzudämmern begann.

Der junge Mensch verlangt sich im Drama — und er hat recht damit — eine starke spannende lebendige Handlung, greifbare Gegenstände, leidenschaftliche Konflikte, Pathos, Bedeutungskraft, Größe und fähige Größe der Gestalt an; auch Wiederkehr geistlicher Vorgänge, von denen er aus der Schule oder sonst schon weiß, und Ringen mit dem Schicksal. Das sind alles Eigenschaften, die ein echtes Drama haben muß. Unbefangene Jugend hat also ein gutes richtiges Urteil.

Kommt sie dann in die „Aphigene“, den „Egmont“, den „Tasso“, den „Götz“, wird sie nicht berichtigt. Die Ge-

Auferstehung

Von Max Rieple

Nie wird sterben, wer den Tod lebend schon hat überwunden, wer aus seiner drohenden Not hin zur Arbeit gefunden, die den Aker heute befestigt, drein der Same morgen fällt, — der — wenn längst der Pflüger verweht — Neuem Tage aufersteht.

kompakter Limousinenscheibe, nur noch „auf der Stelle trat“.

„Weiter, weiter! Fahren Sie doch vor!“ drängte der Herrsche.

Aber an der unerforschlichen Ruße dieses Autoführers prallte jeder Anwurf ab. Seelenvergnügt godelte er in der Polonaise der Kollegen mit, schnurrt mit dem ersten Gang von Halteplatz zu Halteplatz, mo er mit leerlaufendem Motor gummirollend auf die Einfahrt wartete als wie ein Mann, dem nichts mehr imponiert.

„Pu!“ schätzte Generaldirektor Wienands beinahe anerkennend, als er Bahnhof Friedrichstraße abstieg. „Mensch, Ihnen hat's im Leben wohl noch nicht gepestert! Aber merken Sie sich eines: Zeit ist Geld!“

Da klingelte Wiedererwachen über das gemüthliche „es ist des weiland „rasenden Roland“, und zwinkernd deutete er auf den Großhändler seines Taximeters: „Alles ist relativ auf der Welt; je länger, je lieber; denn Zeit ist Geld!“ Er war aus einem Karren ein kluger Mann geworden.

Zwiegespräch im Boot

Von Hans Lerch

Der See lag blau und still. Ueber den Bergen schwebten ein paar kleine Wolken, doch noch hatten sie sich nicht mit grauen Nebeln umfäumt. Kein Lüftchen regte sich in der Höhe des Sommertages. Da legte das kleine hellgraue Paddelboot an der Landungsbrücke an. Silbe, schlang, jung, sonnengebräunt winkte herauf. Und da stand auch schon Werner, jung, aber gar nicht sportlich und paddelmäßig angezogen, Werner, so wie er war, mit der Hornbrille, mit dem immer nachdenklichen Gesicht und mit einem seiner geliebten gelehrten Schmöcker unter dem Arm.

„Kommt, steigt ein“, rief Silbe. Werner erwiderte ihm nichts, als er sich auf den zweiten Sitz setzte und das Paddelboot ein wenig schwannte.

„Das Buch?“ war seine erste Frage. „Kege es neben dich...“ Und wenn es naß wird?“

„Weshalb soll es naß werden. Der See ist glatt wie ein Spiegel!“

Werner lenkte, dann sah er Silbe an. „Ich habe mich auf diese Fahrt getreut, wir werden so manches sprechen können, was nur uns angeht.“

Silbe rief das Boot schon vom Steg ab und tat einige geschickte Paddelbewegungen. „Ich weiß, was du sagen und fragen willst“, meinte sie nebenbei. „Ich habe dich auch wirklich gern, Werner. Nur mache ich mir Sorgen, daß wir zu verschiedenen Menschen für eine Ehe sind!“

„Gerade die Verschiedenartigkeit zweier Menschen hat so viele Anziehungspunkte“, rief Werner.

„Gut, sprechen wir uns aus“, warf Silbe den Kopf in den Nacken. „Du weißt, wie ich so bin. Ich brauche Sonne, Luft, Licht, Ausarbeitung und Kameradschaft. Kannst du mir die immer geben?“

Werner schwieg, lautlos glitt das Boot dahin, seine Augen blieben an Silbes sein geschwungenem Nacken und an ihrer weichen Schulterlinie hängen. Auch Silbe sagte kein Wort und starrte in das Wasser. So lag auch sie nicht, daß die kleinen weißen Wolken über den Bergen sich grau gefärbt hatten und darauf deuteten, daß wohl bald ein Frühau auf heißen Füßen unversehens über den See gesprungen käme.

„Kameradschaft“, spannte Werner langsam den Faden weiter. „Das müßte ich dich wohl auch fragen, ob du dich auch von dem bewegen lassen kannst, was mich beruflich beschäftigt. So von Kritikmetik!“

„Pu“, lachte Silbe, „das wird schwer sein.“

„Wer nichts von Kritikmetik versteht, hat ein Viertel seines Lebens verloren...“

„Dann blieben immer noch drei Viertel übrig“, Werner überführte es. „Wie steht du zur Trigonometrie?“

„Aber Werner!“ Weiter sagte Silbe nichts und mußte auch allmählich aufpassen, denn der erste Windstoß ließ kleine Wellen auf dem See dahertanzen.

„Wer nichts von Trigonometrie weiß, hat das zweite Viertel seines Lebens verloren“, meinte Werner

„Also nur noch eine Hälfte“, murrte und paddelte Silbe.

„Was weißt du ferner von Astronomie?“ fragte Werner und erhob den Zeigefinger.

Silbe kniff die Lippen zusammen und wendete das Boot wieder dem Lande zu, denn die Wellen begannen merklich höher zu schlagen.

„Nichts?“ erwiderte sich Werner, „dann hast du das dritte Viertel deines Lebens verloren...“ Er hatte nicht ausgesprochen, da nahe eine mächtige Welle, da pfiff und gellte eine Wö, das Boot schwannte und Werner purzelte ins Wasser. ... „Kannst du schwimmen?“ rief Silbe.

„Nein!“ schrie Werner.

„Dann muß ich dich retten!“ Silbe sprang über Bord, sahte nach Berners Hand. Und es gelang. Triefend erreichten beide den Steg. „Du du nicht schwimmen kannst“, meinte Silbe tonlos, als Werner wieder den ersten Senker tat, „hättest du bald alle vier Viertel deines Lebens verloren. Wie willst du dann mein Leben an das deine binden...?“

Werner suchte noch heute die Frau, die alle vier Viertel des Lebens ihr eigen nennt, auf die es ihm ankam.

„Was weißt du ferner von Astronomie?“ fragte Werner und erhob den Zeigefinger.

Silbe kniff die Lippen zusammen und wendete das Boot wieder dem Lande zu, denn die Wellen begannen merklich höher zu schlagen.

„Nichts?“ erwiderte sich Werner, „dann hast du das dritte Viertel deines Lebens verloren...“ Er hatte nicht ausgesprochen, da nahe eine mächtige Welle, da pfiff und gellte eine Wö, das Boot schwannte und Werner purzelte ins Wasser. ... „Kannst du schwimmen?“ rief Silbe.

„Nein!“ schrie Werner.

„Dann muß ich dich retten!“ Silbe sprang über Bord, sahte nach Berners Hand. Und es gelang. Triefend erreichten beide den Steg. „Du du nicht schwimmen kannst“, meinte Silbe tonlos, als Werner wieder den ersten Senker tat, „hättest du bald alle vier Viertel deines Lebens verloren. Wie willst du dann mein Leben an das deine binden...?“

Werner suchte noch heute die Frau, die alle vier Viertel des Lebens ihr eigen nennt, auf die es ihm ankam.

„Was weißt du ferner von Astronomie?“ fragte Werner und erhob den Zeigefinger.

Heiterkeit an der Wasserkante

Von Peter Purzelbaum

Ein stolzer Dampfer fuhr durch den Glöde-Kanal. Da bemerkte der diensttuende Offizier, daß die Passage durch eine schmuggig aussehende, leere Walschbarze gesperrt wurde, deren einziger Inhaber ein Mann war, der sich um nichts zu kümmern schien, als um seine kurze Pfeife, die er im Mundwinkel hielt.

Als der Offizier sah, daß der Mann keine Miene machte, aus dem Wege zu fahren, rief er ihn in der üblichen Weise an. Der Mann nahm die Pfeife aus dem Mund, erhob sich und rief zurück:

„Sind Sie der Kapitän von Ihrem Schiff?“

„Nein!“ war die Antwort. „Ich bin der diensthabende Offizier!“

„Dann unterhalten Sie sich gefälligst mit Hiesigen“, schrie der Jrländer zurück. „Ich bin der Kapitän von diesem hier!“

„M.E. Meteor“ lief vor zig Jahren einen südamerikanischen Dafen an und lief in der schwierigen Einfahrt an einer harmlosen Sandbank auf.

Um das Schiff wieder flott zu machen, gab der Kommandant den Befehl, das Wasser, das sich im Laufe der Zeit im Kielraum angesammelt hat, herauszupumpen.

Die beiden Badegäste an Bord — der Doktor und der „Himmelsmaat“ — wie der Fahrer genannt wurde — lebten über die Reling und bemerkten nun, wie aus den Auslässen plötzlich Wasser abfloß.

„Ja — endlich wird mal was für die Jagiene getan“, sagte der Arzt, und dachte gewiss an gewisse Vertlichkeiten.

„D nein“, entgegnete der Geistliche, „mit Hygiene hat das nichts zu tun. Das Wasser ist hier zu leicht und wir sitzen fest, und damit wir wieder frei kommen können, läßt der Kommandant etwas Wasser ablaufen!“

Die „Anna Katharina“ hatte in Neufahrwasser festgemacht, dranken in Freibaden. In acht Tagen sollte sie dann weiterlegen. Hinckel, der Steuermann, machte gleich am ersten

Tage, als er nach Danzig kam, seinen Landgang. Schon auf Wrabank hatte er den ersten Streit. Aber Hinckel war sehr stark und blieb Sieger.

Von Wrabank wanderte er nun durch die ganze Stadt bis zum „Schwarzen Meer“, und im „Schwarzen Meer“ lagen die elf Dehtillen, in denen Hinckel entsetzte. Hier kam es zu einer Meinungsverschiedenheit.

Nach zehn Dehtillen ist aber auch Hinckel nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte, und so geschah es, daß sie ihn im hädtischen Casarett verbinden mußten.

Spät abends klafferte Hinckel wieder an Bord der „Anna Katharina“.

Kapitän Peterfen sah sich seinen Steuermann an und meinte:

„Ja, Hinckel, du blivst woll an Bord?“

Doch Hinckel mit Entrüstung: „Ne, Kaptein — an Bord blivst ich nicht — ich geh in'n Stadt — id will doch wat von'm Leben bekommen!“

Die „Anna Katharina“ hatte in Neufahrwasser festgemacht, dranken in Freibaden. In acht Tagen sollte sie dann weiterlegen. Hinckel, der Steuermann, machte gleich am ersten

Tage, als er nach Danzig kam, seinen Landgang. Schon auf Wrabank hatte er den ersten Streit. Aber Hinckel war sehr stark und blieb Sieger.

Von Wrabank wanderte er nun durch die ganze Stadt bis zum „Schwarzen Meer“, und im „Schwarzen Meer“ lagen die elf Dehtillen, in denen Hinckel entsetzte. Hier kam es zu einer Meinungsverschiedenheit.

Nach zehn Dehtillen ist aber auch Hinckel nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte, und so geschah es, daß sie ihn im hädtischen Casarett verbinden mußten.

Spät abends klafferte Hinckel wieder an Bord der „Anna Katharina“.

DER PRINZ

Von Doris Gide

Als im Frühjahr 1914 die große schweizerische Landesausstellung in Bern begann, unternahm der prunkhafte Umzug, der sie einleitete, unmittelbar vor unserem Hause seinen Anfang nehmen. Kein Wunder, daß unsere Fenster auf der Straßenseite schon eine Stunde vor Beginn bis auf den letzten Platz besetzt waren. Wir hatten alle Hände voll zu tun, unseren Gästen Erfrißungen anzubieten, und als das Telefon sich wiederholt mit schrillen Klingeln meldete, hatte niemand Zeit und Lust, sich darum zu kümmern als Käseli, unser junges Küchenmädchen, das sonst vor dem Apparat einen Heidenrespekt empfand. Nun muß man wissen, daß Käseli in einem abseitigen Alpenort zur Welt gekommen war und bevor es bei uns die Stellung erhielt, noch nie eine Eisenbahn, geschweige denn ein Auto gesehen hatte. Dieses von Europas überfülltester Kultur durchaus unberührte Mädchen verriechte uns manche Mäße, doch ließ sie sich gleich eine höfliche Abmahnung, einmal es nach den Worten aus dem geheimnisvollen Traktat den Hörer fallen ließ und sich vor lauten Geräuschen schützte.

„Was hast du denn, Käseli?“ forschte ich mittrauisch. „Da, da ist so ein späßiger Vö (Vödi) am Telefon, der sagt waschastigen Gott's, er sein ein Prinz!“ flüchelte das Mädchen und konnte vor lauten Geräuschen die Worte nicht hören. Bei Nennung seines Namens erhob sich unser großer Bernhardiner „Prinz“ von seinem Platz und kam schneidend und erwartungsvoll in unsere Nähe, was Käseli zu neuem Glücklich Anlaß gab. Kopfstüttelnd angeteilt ich nach dem baumelnden Hörer und meldete mich, doch wollte auch ich zuerst meinen Ohren nicht trauen.

„Hier sein der Prinz von X“ behauptete eine fremde Männerstimme mit fremdländischem Akzent. „Ich Sie will bitten, zu leben die Umzug von Ihre Fenster, ja?“ Was jetzt waren mir Prinzen nur in Grimm's Märchen begegnet und meine freundliche Neugier über dieses Abenteuer erreichte gleich den Siedepunkt. „Gewiß, gern, wir freuen uns sehr, Höflich, Durchlaucht“ (Zum Ausdruck, wie redete man derlei hochgehörten Menschen nur an?) „Wir erwarten Eure Majestät!“ vollendete ich feierlich, in dem Bestreben, ja nichts zu veräumen.

Zu meinem Erstaunen fühlte mein Vater sich gar nicht so überaus geehrt, wie meine dreizehn Jahre es von ihm erwartet hatten. Er kannte den Prinzen vom Nennplatz her, und als ich ihn nach Einzelheiten fragte, brummte er unvorsich:

„Es wird wohl ein Mensch sein wie andere auch, irgend so ein alter Erote.“

Leider war meine Kenntnis von Fremdwörtern damals nicht groß genug, um aus dieser Erklärung den richtigen Schluß zu ziehen, meine Phantasie gaukelte mir im Gegenteil die herrlichsten Bilder vor. Ich sah den Prinzen vor mir, wie er vor unserem Hause unter ehrfürchtigem Staunen der Menge aus einer herrlichen Kutsche stieg, und da mir die Verfassung meines Landes jeden Einblick in prinzipielle Gewohnheiten vorenhielt, hielt ich es im Hinblick auf den offiziellen Anlaß durchwegs möglich, daß eine Krone und ein Purpurmantel hierbei eine gewisse Rolle spielen würden.

Während ich in so hochgepanneter Erwartung vor unserem Hause auf- und abwanderte und nach den mitsehenden Schimmeln der prinzipiellen Kutsche Ausschau hielt, fuhr eine höchst ordinäre Mietkutsche durch den hinteren Eingang in unseren Hof ein. Käseli, mit dem Auftrag, den Hund einen notwendigen Weg zu gehen, nach unten geschickt, traukte gerade hingebungsvoll die Ohren des Bernhardiners Prinz, während Gottlieb, unser alter Kutscher, sich mit beiden Händen in den Sockelstufen verkrüpfte für seine Begriffe schätzbaren Fuhre näherte.

Dem Wagen entstieg alsbald ein älterer Herr mit olivengrüner Haut und sehr viel rabenschwarzen Haaren. Er war klein und beseit, seine Kleidung war zwar feierlich schwarz, doch keineswegs ganz sauber. Er fiel mit einem Schwall fremdländischer Worte über den alten Gottlieb her, der der Situation entsprechend, sein dümmstes Gesicht als Abwehr gegen alle Zumutungen von fremder Seite her, aufsetzte. Nun wandte der Fremde sich hilfesuchend an das Käseli, das von heftiger Neugier geplagt, Maulaffen feilschte.

„Fräulein, ich sein der Prinz von X — — —“

Weiter kam er nicht, denn Käseli hatte kaum den Sinn

dieser Worte erfasst, als es in ein höfliches Gelächter ausbrach und den alten Kutscher am Kermel packte. „Hörst nicht, Gottlieb, der will ein Prinz sein, dieser gieblichgelbe Chinese da, dieses Klappriege, alte Geffell! Ein Schwindler seid Ihr, Herr, ein Gauner, möchtet wohl kahlen, oben bei der Herrschaft, das läte Euch passen! So ein Hurrklubus! Prinz, komm mal her, pack an, beiß den mal in den Hosenboden, deinen Namensvetter, ff, ff!“

Prinz war ein großer, starker Hund und auf den Mann dressiert. Der Fremde war seiner Nase soviel wie nicht empfindlich, und es hätte der feurigen Aufforderung kaum bedurft, um ihn auf sein Opfer zu heben. Knurrend zeigte er zwei Reihen prachtvoll entwickelter Zähne. Die Gesichtsfarbe des Prinzen wechselte schneller ins Grün, als ein Mensch denken kann. Mit langen Sähen strebte er seiner schützenden Droschke zu, doch war ge-

rade diese offensichtlich Eile dem Hunde höchst verdächtig. Als hätte er Käselis Worte genau verstanden, stürzte er sich auf den prinzipiellen Hosenboden und schüttelte den armen Menschen wie einen Laufen aller Kleider hin und her, während Gottlieb und Käseli vor lauten Geräuschen über die Backen fullerten.

In diesem Augenblick klirrte ein Fenster, und die zornbebende Stimme meines Vaters gebot dem Hund, von seinem Opfer abzulassen. Er kam alsbald in den Hof herunter und kümmerte sich, mit einem vernichtenden Blick auf seine beiden Leute, um den Prinzen, der mehr tot als lebendig in seiner Droschke kauerte. Mit aller Rücksicht und tausend Entschuldigungen führte er den Verhörten nach oben, half ihm eigenhändig, sich zu säubern und frischete seine Lebensgeister mit einem alten dickflüssigen Mariala wieder auf. Da man etwas gutzumachen hatte, wurde ihm der beste Fensterplatz freigegeben. Was mich betraf, so mußte ich meine Enttäuschung über diesen schätzbaren Prinzen mannschaft vorbeigehen und das ganz gebrochene Käseli trösten, das mich unter immer neuen Tränenströmen fragte, ob es nicht das Beste sei, sich an dem nächsten Dachsaffen aufzuhängen. Mühsam einigten wir uns schließlich darauf, daß dieser schätzbare Prinz ein solches Opfer kaum verdiene.

„Bibi ist von uns verschwunden!“

Wenn die kleinen Karlsruhe'er sich verirren

Die Wache zieht auf. Ein ganzes Rudel großer und kleiner Kinder läuft neben und hinter den marschierenden Soldaten im Rhythmus der Marschweihen des Spielmannszuges und der Militärkapelle mit ihren hallenden Pauken und blühenden Trompeten einher. Und da geschieht es oft, daß die kurzen Weichen der marschierenden Kinder nicht mehr Schritt halten können.

Während die Älteren und Größeren mitkommen, bleiben die Kleinen immer mehr zurück, bis sie, plötzlich allein gelassen, in irgendeiner fremden Straße stehen und nicht mehr zurück zur elterlichen Wohnung finden. Schon ist das Kinderwunder fertig. Ein Strom von Tränen, lautes Weinen und Schreien; ein Aufschrei Neugieriger besetzt erst recht die Kindertragsbänke in den Straßen der Stadt, bis — Oufel Schuhmann auf dem Schauspiel erscheint und sich des todunglücklichen kleinen Schreiters annimmt.

Manchmal ist es ganz einfach, Name und Wohnung des kleinen Verirrten festzustellen und ihn seinen Eltern zurückzubringen. Das ist dann der Fall, wenn das verlaufene Kind, wie es sich in der letzten Zeit mehr und mehr eingebürgert hat, auf dem Kermel seines Kleides, oder auf dem Gürtel einen schmalen Zeinwandstreifen mit seiner Adresse in Tinte oder Tusche trägt, so wie man schon einmal die Briefe gelehrt; denn die meisten Kinder bis zu 5 und 6 Jahren sind, wenn sie erst einmal in den Mittelpunkt der menschlichen Anteilnahme und Neugierde treten, so verständig, daß kaum noch ein Wort aus ihnen herauszubekommen ist.

Allenfalls wissen sie ihren Namen noch mit „Bubi“, „Gerzete“, „Mäusle“, „Bobele“ und was es an dierartigen Kosenamen sonst noch gibt, anzugeben. Es ist erstaunlich, daß nach den Erfahrungen der Polizei selbst Schulkinder im Alter von 10 Jahren ihre Adresse nicht angeben konnten.

In vielen Fällen ist es nur mit Mühe und unter Anwendung physikalisch-kriminalistischer Methoden möglich, die Adresse entweder aus den Kindern selbst herauszubekommen, oder auf Umwegen, wie mit Hilfe von Presse und Rundfunk, zu ermitteln.

In der Regel landen die verlaufenen Kinder auf irgendeiner Polizeiwache, wo die Beamten mit allen Mitteln väterlicher und freundschafflicher Ueberredungskunst auf die Kleinen, zuerst verängstigten, dann immer mehr auftauchenden Geschöpfe einzuwirken versuchen, und während manche Mutter aufgeregt in den Straßen und auf den bekannten Spielplätzen nach ihrem verlorenen Liebling sucht oder bei Nachbarn und Spielfamern nachforscht, sieht das Kind vergnügt in der Wache und beschäftigt zum erstenmal in seinem Leben kriminalistische Tätigkeit. Sein Signalment wird über das Polizeipräsidium sämtlichen Wachen der Stadt weitergegeben und wenige Minuten nach dem Eintreffen eines verirrten Kindes können sämtliche Polizei-Bezirke der Stadt Auskunft über seinen Verbleib geben.

Bei sich bis zum Abend niemand von den Angehörigen gemeldet, so kommt das verlaufene Kind in das Kinderheim der Stadt Karlsruhe in der Spelststraße.

Ein Junge von 4 Jahren war an Angina erkrankt. Sein älterer Bruder empfand es als eine ungedehte Zumutung, auf den kranken Bubens aufzupassen und „lärmte“ hinaus in den Sonnenschein zum Spiel mit den Kameraden.

Zauber einer Teestunde

Was ist's eigentlich, was den eigenen Reiz ausmacht, der um eine Teestunde liegt? Ist's das fremdbildliche Aroma des schwarzen Tees (um den Ersten beim landläufigen Sammelnamen zu benennen), das leichte Gift, das anregt und angenehm aufpufft und so hilft, der Phantasie alle jene Bilder vorzugaukeln von orientalischer Landschaft, Karamanen und Kaufmannsbesuchen, von schiffhügeligen, trüffelartigen Grotten in Wärdengewändern, die bunt und prächtig schillern wie die Blumen und Schmetterlinge unter jener südländischen Sonne? Das allein genügt eigentlich nicht. Der Sonderling will auch eine besondere Umgebung. Erst wenn der bernsteingoldene Kranz etwa in Schalen von handhübschen Porzellan auf kostbarer Tischdecke schimmert, gereicht zu pikanten Appetitstücken, und wenn er um sich einen intimen Kreis interessanter Menschen sammelt, entsetzt jene Stimmung, die zur leisen Entrücktheit überwache Beschwingtheit und geistreiches Angeregtsein führt.

Und da spricht man uns nun mit einem Mal von „Gift“ und „Drohen“ und kommt uns mit „deutschem Tee“! Als ob Begriffe wie Pfefferminz- oder Kamillente ein anderes Bild in uns heraufbeschwören könnten, als die Laut- und Wesenlosigkeit einer abgedunkelten Krankenzelle, als leichtes Fieber, Bauchweh oder Husten!

Das heißt... weiß nicht auch ich außer diesen Teestunden mit Arzneitees einerseits und dem Genüßte andererseits noch andere? Auf einmal fallen mir ja die Teestunden in der gemütlichen Wohnstube meiner Tante Elsa ein. Da scharen sich auf der blau-roten Kreuzstuhle die altväterlichen Steingutgefäße, der Holzstiel voll duftender Brotstücken und das Honig- und Marmeladenglas um den braunen Tonkrug voll bunter Blütenblumen. Und der Duft, der endlich aus der weichen Teefanne aufsteigt, wie paßt er so gut zu diesem Bild! Würzig und kräftig zaubert er in mir die Bilder von hübschen Wiesen und kühlen Wäldern. „Deutscher Tee“, sagte die Tante, lächelnd, weil mir's offensichtlich schmeckt und Freude macht. Aber dieser Tee schmeckt auch nicht die Spur nach sadem oder bitterem Heil- oder Gesundheitstee. Gesund schmeckt er, kräftig und anregend auf seine Weise, und der Saumen findet vielerlei besondere Reizheiten heraus.

Ich muß die Tante doch einmal fragen, wo sie diese ihre Rünkte des deutschen Tees her hat. Da lächelt sie wieder und erzählt.

Eigentlich war es die Not, aus der für Tante Elsa diese Tugend kam. Hatte sie nicht während der Lebensmittelladete der Kriegszeit zum erstenmal Blätter oder Stängel oder Rinde unserer einheimischen Pflanzen zu Tee gesammelt, getrocknet und aufgegossen? Lange später, als einmal das Herz und die Nerven nicht mehr mittaten, hatte sie sich daran erinnert, daß auch jener Tee aus Hagebutten und Apfelschalen, aus Kirschstiefeln, Pfefferminz und Brombeerbältern nicht zu verachten gewesen war. Sie hatte die alten Rezepte wieder vorgekramt und neue dazu aufgefunden. Und dann fing bei ihr die wahre Wonne der Hausfrau an: sie begann selbst, immer neue Mischungen und Geschmackswunder auszuprobieren.

Ich müßte keine Frau sein, wenn nun nicht auch in mir selbst Lust und Ehrgeiz wachgeworden wären. Meine Phantasie war reger am Werk und malte um fiedige, lichte Kamillen, um grügelige, honigduftende Lindenblüten, um herben Salbei, Schafgarbe, Birkenblätter und Pfeffer, nicht minder angenehme Wilder und Empfindungen als um den exotischen Bruder dieser Pflanzen. Und diese Bilder und Geschmacksempfindungen aus meinem eigenen Lebens- und Landschaftskreis mußten sie mir nicht doppelt lieb sein?

Und leither wechselt auch bei mir mit dem „Kult“ um den exotischen Abenteuer derjenige um den deutschen Haussee.

Aus einem andern Kind, das sich verlaufen hatte, war trotz aller Anstrengungen die Adresse nicht herauszubekommen. Da fiel einem Wachmeister auf, daß der Junge die Gewohnheit hatte, sämtliche erreichbaren Tische und Stühle zu bestreichen, mit lauchgrüner Miere gegen das Vieh zu halten und sich ganz so zu benehmen, wie ein Mann, der mit Nadel und Schere umgeht oder dessen Tagewerk sich in einem Kleiderverleumdungsbüro abspielt. Der Polizeibericht meldete: „... vermutlich das Kind eines Schneiders oder Stoffhändlers.“ Es stimmte.

So könnte man Episode an Episode reihen, erhebt, dramatischer und heilerer Art in bunter Folge, doch der Raum gebietet es, uns auf das Sachliche zu beschränken. Insgesamt wurden im vergangenen Jahr bei der Karlsruhe Polizei 27 Kinder als vermisst gemeldet. Davon hatten sich zwei Drittel wirklich verirrt oder verlaufen. Die übrigen Meldungen waren auf Ueberlässigkeit der Eltern zurückzuführen. Ihre Kinder hatten sich nur verspätet und von selbst zurückgefunden.

Das Durchschnittsalter der Wachen, die sich verlaufen, ist allgemein höher als das der Mädchen. Die Zahlenkurve der vermissten Kinder steigt hauptsächlich während der Messzeit merklich an.

Zur Verurteilung der Eltern können wir berichten, daß im vergangenen Jahr alle vermisst gemeldeten Kinder wieder unverletzt nach Hause zurückkehrten.

Helen E. Fischer.

FISCHGERICHTE für die Sommermonate

Kalte Abendspeise aus Fisch

Ein schönes, gleichmäßiges Stück Filet wird gut gefaltet und gefäuert mit Zitronensaft, auf 2 Pfd. Fischfleisch rechnet man einen Teelöffel Salz, eine Zitrone. Nun läßt man das Filet auf einem Teller, den man auf ein mit Salz bestreutes Blech gestellt hat, im Backofen gar werden. Währenddessen bereitet man eine Mayonnaise aus: einem Ei, 1/2 Teelöffel Salz, 125 Gramm Quark, 3 Eßlöffel Del und Milch, schmeckt mit Zitronensaft und Zucker ab und gibt diese Mayonnaise über den erkalteten Fisch und verziert mit Gurke, Tomate, Ei und geschälten Kräutern.

Fischsalat mit falscher Mayonnaise

1 Pfd. Kabeljau oder Schellfisch, Eßig, Del, Zwiebel, reichlich Petersilie, Fischlud.

Der Fisch wird vorbereitet und im Sud gar gemacht, vorsichtig zerlegt und mit einer Marinade aus Eßig, Del, Salz, Zwiebeln und feingewiegter Petersilie angemacht.

Mayonnaise: 1 Eigelb, Prise Egelg, wenig Senf, 1/2 Liter Del, 3 Eßlöffel Mehl, 1/2 Liter Wasser oder Fischlud.

Von Eigelb und Del wird eine echte Mayonnaise gerührt, Fischlud wird zum Kochen gebracht, das Mehl eingerührt, gut durchkochen lassen und die Masse noch heiß unter kräftigem Rühren unter die echte Mayonnaise geben. Mit dieser Mayonnaise kann nun der Fischsalat an Stelle der Marinade angemacht werden oder getrennt dazu gegeben werden.

Fischgemüsesuppe

1/2 Pfd. Kabeljau (Schwanz oder Kopf), 1/2 Sellerie, 2 Gelberbsen, eine Zwiebel, reichlich Kräuter, 30 Gramm Fett, 40 Gramm Mehl.

Man kann hierzu alles Gemüse verwenden, immer der Jahreszeit entsprechend. Das Gemüse wird gewaschen und ganz fein geschnitten, in Fett angebräunt, Mehl übergestäubt und gut durchdämpfen lassen. Der vorbereitete Fisch wird in Wasser mit reichlich Suppengrün gekocht, sehr gut können hierzu auch die Kräten mitgekocht werden, das gedämpfte Gemüse löst man nun mit der Brühe ab, den Fisch zerteilt man in kleine Stücken und gibt ihn der Suppe zu. Nun wird noch nach Salz abgeschmeckt und die Suppe zu Tisch gegeben.

Nette, praktische Sommerkleider

Zeichnung: Schirmer

K8272. Aus großem, gekämmtem Stoff gearbeitet, wird dieses Dirndlkleid mit weitem Einsteck sehr hübsch ausfallen. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III.

K8270. Dieses reizende Dirndlkleid ist sehr einfach in der Herstellung. Dazu einfarbige Schürze. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III.

K8275. Kleid aus weicherer Seide mit abartem, vorn gebundenem Gürtel und Reiterverklebung. Bordere Rockmetze. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II und III.

K8361. Flottes Sommerkleid mit modernen seitlichen Raffentparzen. Material: Halblein oder Seiden. Gr. Ultra-Schnitt Gr. 17, I und II.

K8376. Sommerkleid aus gekämmtem Stoff in schlichter Blachart mit feinem weißer Falbel. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III, IV, V.

K8370. Sportliches Sommerkleid aus Streifenstoff. Die neuartige Verstärkung macht es für stärkere geeignet. Gr. Ultra-Schnitt Gr. II, III und IV.

Auf das regnerische Frühjahr folgen jetzt warme Sommerzeit, für die wir doch geküht sein müssen. Und gerade die Sonnenstrahlen, die unser hübsches vorjähriges Sommerkleid gelichtet haben, werden jetzt mit unerbitlicher Strenge den Schanden, den sie angerichtet haben, aufdecken. Und da ein neues, selbstgefertigtes Kleid gar nicht teuer wird, haben wir es wirklich nicht nötig, zwischen aller Farbenpracht, die in diesem Jahr herrscht, mit einem alten, farblosen Kleid herumverloren zu stehen. Ueberall sehen wir die reizendsten Stoffe, die schon ganz preiswert zu erstehen sind, und die uns recht verführerisch zum Kauf verlocken. Vor allem fallen aber die hübsch gekämmerten Raitun- und Bluffelgewebe ins Auge, die für Dirndlkleider vorgezogen sind. Große oder kleine Blumentopfe, manchmal streifenartig oder auch im Raro angeordnet, wechseln mit frischen Blütenranken und verleugnen nie den ländlichen Stil. Lustig wirken aber auch die blau mit weiß und weiß mit rot gemischten Würfelmuster für das einfache und doch so nette Dirndlkleid. Nur die bunte Schürze und die kleine Jackettchen am Ausschnitt und den Ärmeln geben ihm etwas Aufputz. — Doch nicht immer können wir uns mit dem Dirndlkleid begnügen, für manche Gelegenheiten läßt sich das portliche Sommerkleid aus Streifenstoff oder einfarbigem Leinen nicht gut entbehren. Es ist angenehm im Tragen und hat noch den Vorzug, daß man es schnell ins Waschfach stecken und leicht wieder aufhängeln kann, so daß man immer sauber und ordentlich aussieht.

Sommermoden der „Modenwelt“

Wenn die Unkunst des Wetters uns so lange davon abblott, unser Interesse lustiger Sommerkleidung zuwenden, so erfordert die nun möglichst aufgereizte Hitze unseren doppelten Respekt, damit uns die langersehnte Sonne auch wirklich willkommen ist. Die „Modenwelt“ geht 6 (Deutscher Verlag Berlin) steht uns wiederum rätend zur Seite. Aus billigen leinenartigen Stoffen verfertigte Kleider und Anzüge für den Garten sind so gearbeitet, daß sie uns viel Bewegungsfreiheit und möglichst viel Luft und Sonne an unseren Körper heranlassen. Die glückliche oder plüschige Blüte, mit der man die Nachmittagskleider — vor allem in der beliebten Spenserform — ausstattet, wird noch durch Unterleber betont, die wir in den verschiedensten Ausführungen sehen:

in farblich kontrastierendem Faß, mit geknüpft, kariert oder gemustert, mit glänzend oder plüschigem Satin; oder aber wir finden weiche Unterleber aus feinem Leinenstoff oder Ritze mit handgearbeiteten Rändern versehen, die sich an den schmalen Ärmelausschnitten und dem schlichten Rückenstreifen wiederholen; ein Auszug der besonders einen dunkelblauen Kleider zu oberer und reizender Wirkung verleiht. Im Wichtigsten ist die Länge der Unterleber zu betonen, daß sie um einige Zentimeter unter dem Rocksaum hervorragen dürfen. Außer den Kleiderbündeln, die wir für den Erholungsurlaub brauchen, je nachdem, wo wir uns die Kleider fahrt — Strandfrisur, Rock und Blüten oder ein Dirndlkleid zum Wandern, das ein weiteres Gode oder ein derber Mantel, zeigt uns das Heft graziose, bequeme Abendkleider, die so recht dazu angetan wären, den Reiz sommerlicher Seite im freien zu erhöhen.

Sudetendeutsche Kunst am Oberrhein

Von Anna Maria Renner

Die Baumeisterfamilie Rohrer



Rastatt, Gartenplastik auf der Terrasse des ehemaligen Schloßgartens. Aufn.: W. Schmidt, Karlsruhe

Der Plan der Wasserleitung, die der Vater Michael Anton Rohrer in Rastatt von dem Brunnenhaus am jenseitigen Murgufer über den Fluß nach dem neu erbauten Schloß führte, ist noch erhalten, gezeichnet von der Hand seines ältesten Sohnes, des damals achtzehnjährigen Michael Ludwig. Vier Jahrzehnte später schuf der jüngere Rohrer, der zur Zeit des Rastatter Schloßbaues noch ein Kind war, die große Wasserleitung, die vom Eichelberg herabkam und in Rastatt nicht nur die herrschaftlichen Gebäude, sondern auch die städtischen Brunnen versorgte.

Durch drei Generationen waren die Baumeister Rohrer im Auftrag und Dienst der Markgrafen von Baden tätig — die drei Generationen stellen zugleich drei Stufen dar. Der Vater Rohrer gehörte noch dem 17. Jahrhundert an; er ist ein in der Prager Handwerkertradition gekaufter und gewachsener Techniker, der dem Herzog von Sachsen-Koburg bei dem Ausbau seiner Schlösser die Zeichnungen und Pläne legte und durch den Markgrafen von Baden mit dem Festungsbaufachen in Berührung kam.

Sein ältester Sohn Michael Ludwig wird erstaunlich früh selbständig und von der Markgräfin in leitende Stellung berufen; er wurde noch in der böhmischen Heimat; er hatte dort in Schlackenwerth, das 1685—89 Christoph Dienzenhofer gebaut hatte, die ersten entscheidenden Eindrücke gewonnen. Als er 1707 zum Leiter des Bauwesens aufstieg, hatte er als technischer Berater Johann Sock zur Seite, der in Böhmen das markgräfliche Bauwesen verwaltete, zeitweilig aber auch in Baden tätig war. In rascher Folge baute Michael Ludwig Rohrer im Dienste der Markgräfin Werk um Werk, 1710—12 die Favorite, 1713 die Kirche in Daglan, 1714—17 das Amtshaus in Offenburg, 1715 die Einfeldler-Kapelle; in diesem und den folgenden Jahren wird die Stadt Rastatt mit Wodellhäusern ausgebaut, entwirft Rohrer Pläne für das Rathaus, das Bräuhäus und eine Kaserne, die als Brückenkopf und zugleich als Abschluß der Hauptachse im Rastatter Stadtplan entstehen sollte, aber nach den Bestimmungen des Friedensvertrages von 1714 nicht zur Ausführung kam.

1719—21 wurde die Schloßkirche erbaut, 1720 das Waghäus auf dem Fremersberg mit seinem kernförmigen Grundriß, 1721—22 ein weiteres kleines Gebäude im Park von Rastatt, das Gegenstück zur Einfeldler-Kapelle, 1722 die Paganoburg, 1723 verpflichtete auf die Empfehlung der Markgräfin Daman Hugo von Schönborn, der Fürstbischof von Speyer, Rohrer für den Bau seiner Bruchfaler Weidens, und Rohrer unterzog sich der undankbaren Aufgabe, den Entwurf eines anderen Fortzuleben. Die Bauten am Bruchfaler Schloß, die von Rohrer stammen, sind zu charakteristisch, als daß sie sich nicht deutlich neben dem ursprünglichen, vom Bauherrn selbst beeinflussten Entwurf abheben sollten. Fünf Jahre war Rohrer für Schönborn tätig, gleichzeitig das Bruchfaler Bauwesen leitend und in Kislau, Waghäusel und

Hanfhofen in der Pfalz mit Umbauten beschäftigt. Schloß Kislau ist ein eigenartiger Bau; hier umgab Rohrer den Bergfried der mittelalterlichen Pfalz mit Räumen, den quadratischen Grundriß beibehaltend; die beiden Geschosse wurden mit einem breitgelagerten Dach überdeckt. Zu den Proportionen des merkwürdig gedungenen Bauwerks steht in wirkungsvollem Gegensatz die zierliche Laterne mit der Zwiebelhaube. In diesen Jahren baute Rohrer auch in Scheibenhart und vollendete sein reifstes und ausgeprägtestes Werk, die Eremitage in Waghäusel, ein der Mittelpunkt einer weiten Parkanlage, heute im Gedränge eines modernen Fabrikbaus eingeschlossen, aber gepflegt und erhalten.

In einem reichen graphischen Nachlaß, in Zeichnungen und Plänen offenbart sich Rohrers künstlerische Persönlichkeit sowohl nach seiner stammesmäßigen, als nach seiner persönlichen Prägung. In ihm war zwar keiner der ganz Großen jener Zeit am Werk, wohl aber ein eigenwilliger, lebensvoller Gestalter mit schlichtem ausdrucksvollem Formschaffen. Sein Stil ist, ohne daß er es je beabsichtigte, doch zum Schulbeispiel für das Bauen im mittelbadien Bereich geworden und hat weiter gewirkt, nachdem Michael Ludwig Rohrer am 24. April 1732 in Eitlingen auf dem alten Friedhof zur Ruhe gebettet worden war. Sein letztes Werk waren die Entwürfe zum Umbau der Martinskirche in Eitlingen, die allerdings einer veränderten Planung weichen mußten, an der wohl sein jüngerer Bruder Anteil hatte.

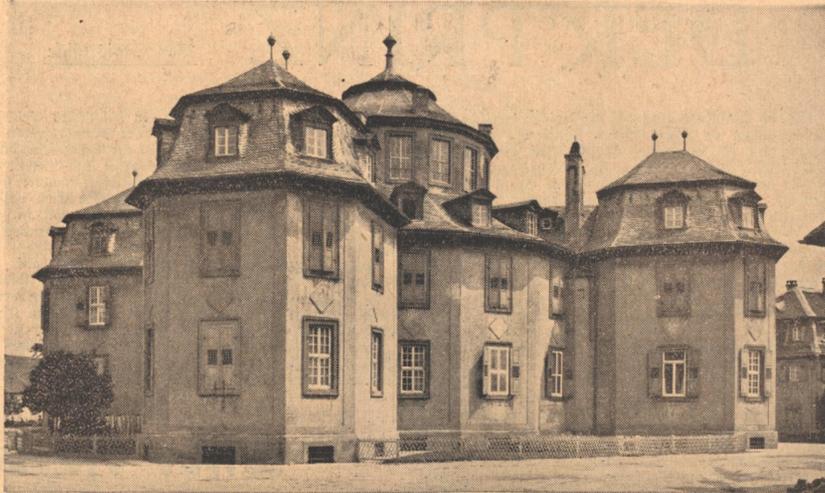
Johann Peter Ernst Rohrer übernahm sein Amt als leitender Baumeister und war noch volle 30 Jahre in Rastatt tätig. Er setzte das Werk seines Bruders fort, wohl in dem gleichen Maße, aber seiner eigenen künstlerischen Begabung gemäß in der Formenprache eines anders gearteten Temperaments und in den Formen einer fortschreitenden Stilentwicklung. Er ist neben seinem künstlerischen Schaffen stark mit technischen Aufgaben beschäftigt gewesen; außer der großen Wasserleitung sind die Holzreuten und andere wasserrechtliche Anlagen sein Werk; er war ein erfahrener Brunnenmeister, der sich mit jedem Fortschreiten der Technik vertraut machte und auch die Wasserfünfte im Rastatter Schloßgarten wiederherstellte.

In Rastatt fielen ihm die Bauaufgaben zu, die sein Bruder hatte unvollendet lassen müssen, und Neuaufträge des Markgrafen Ludwig Georg, der seit 1727 regierte. Auch Ludwig Georg verbrachte dann und wann Monate in Schlackenwerth; die Verbindung riß nicht ab, so lang die Markgrafen von Baden Herren der böhmischen Bezirke waren. So trägt auch Johann Peter Ernst Rohrers Werk das heimatlische Gepräge, allerdings von einem lebhafteren Temperament durchsetzt und um neue Formen bereichert.

Einer seiner schönsten Bauten ist die Orangerie in Rastatt, heute völlig verändert, aber doch noch fassbar in ihrer einstigen Gestalt: ein langgestreckter Bau mit hohen, schmalen Fenstern, welche auf der Südseite die Mauern vom Sockel bis zum Giebel aufstiegen. Joh. Peter Ernst Rohrer brachte den Stadtplan zum Abschluß, indem er die beiden Hauptbauten am Marktplatz aufbaute, das Rathaus in seiner heutigen Gestalt und die Stadtkirche. In der Markgrafschaft ist sein Name für eine Reihe von Bauten bekannt; einer seiner letzten Bauten war die Spitalkirche in Eitlingen. Sein Grabstein — er starb 1762 — steht in der Vorhalle der Stadtkirche in Rastatt.

Geschichte und Gegenwart

Die Auflösung der Bautradition im 19. Jahrhundert und die kennzeichnende Veränderteslosigkeit, die nicht nur den Bauformen des Barock als dem Ausdruck einer überwundenen Staats- und Lebensform die Achtung versagte, sondern auch in ihrem Verhältnis zum Bauwerk vom reinen Nutzen ausging, hat sich allenthalben ausge-



Waghäusel, Eremitage von M. L. Rohrer (1742)

Aufn.: W. Kratt

wirkt. Hier wie dort wurden unwiederbringliche Kulturgüter verschleudert, vernichtet; führte in Rastatt und vor allem in Eitlingen das Erlöschen des fürstlichen Hauses die Verödung der beiden Schlösser herbei, so ließ in Schlackenwerth ein Brand im Jahr 1795 das „Weiße Schloß“ zur Ruine werden, die zwar durch ein Notdach abgedeckt und vor weiterem Verfall geschützt ist, im Innern aber mit ihren kahlen Mauern und zertrümmerten Tür- und Kaminwandungen an den beklagenswerten Verlust unerlebbaren Kunzgutes gemahnt.

Das Rastatter Schloß, der architektonische Höhepunkt eines organisch entwickelten Stadtplans, blieb, wenn auch während vieler Jahrzehnte in seiner vollen künstlerischen Bedeutung verkannt, doch das Schaustück und Prunkgebäude einer wirtschaftlich aufstrebenden und durch Festung und Garnison politisch bedeutenden Stadtgemeinde. Daß die Zimmer für Amtsräume und Dienstwohnungen eingerichtet wurden, beehrte den Bau vor dem Verfall und vor der verhängnisvollen Zerstörung durch das Aufsteilen in Kleinwohnungen, dem Schicksal der Gottesau und des Eitlinger Schloßes. Welches auch die scheinbar oder wirklich notwendigen Gründe zu einer solchen Verwendung eines geschichtlich bedeutenden Bauwerks sein mögen, vom Standpunkt der Denkmalpflege, vom Gedanken an die Pflicht des Erhaltens von nationalem Kulturgut ist sie mehr als beklagenswert, ja, verwerflich; nichts vermischt so sehr den Charakter des Bauwerks als die Willkür, mit der ein einzelner nach persönlichen, kleinlichen Interessen den baulichen Zustand verändert, Erhaltendes wegnimmt oder vernichtet, Sachhaftes veränderteslos wegräumt und durch Fremdes ersetzt. Dazu kommt die unermessliche Schädigung des Baucharakters durch die notwendigen Eingriffe in den Stadtplan, durch das Einziehen von Gassen, das Ausschneiden von Türen und das Verändern von Fenstern.

Wir sind heute, im geeinten Großdeutschland, in der Demutheit unserer Pflicht, nationales Kulturgut zu erhalten, auf einem Wege der Einsicht und Erkenntnis; aber es bleibt von Fall zu Fall noch manches zu tun, und hier ist es notwendig, daß wir uns die Fehler einer überwundenen Zeit vergegenwärtigen, um aus ihnen zu lernen. Fragen der Denkmalpflege gehen nicht nur Fachleute und Bauvertragne an, denen die Aufgabe der wissenschaftlichen Erforschung und stil- und werkgerechten Instandsetzung obliegt, sondern es geht das ganze Volk an, in Pflege und Anteilnahme dem ererbten Kulturgut seinen Bestand zu sichern. Was das Denkmal auch mit dem Namen eines Fürsten verknüpft sein, der als Auftraggeber dem Künstler ins Dasein verhalf — seine Gestalt verdankt es dem Künstler, sein Wachstum dem Fleiß vieler Werkstätter, sein Entstehen einer Gemeinschaft. Geforderter Stein redet noch, wo verschollene Dokumente keine Auskunft mehr geben.

In jüngster Zeit harret die Paganoburg in Rastatt der Instandsetzung des umgebenden Gartengeländes, durch die nicht nur dem Bauwerk seine ursprüngliche harmonische Beziehung zur Landschaft wiedergegeben werden wird. Dies kleine Schloßpark, das durch die beiden Architekturen, durch die Terrassen mit der Gartenplastik noch soviel von seinem einstigen Gepräge bewahrt hat, wird nach der Neuanlage mit schlichten, buchsengeschnittenen Rasenflächen, mit ein wenig Immergrün und Kapuziner auf den Terrassenmauern, und nach dem Instandsetzen des Brunnenbeckens ein entzückendes Plätzchen werden, das die lebendige Erinnerung an Sibylla Augusta der Gegenwart zu erhalten vermag.

Die Eitlinger Schloßkirche aber, der ehemals so eindrucksvolle Raum mit dem Deckengemälde des Meisters Cosmas Damian Alam wartet — wie lange noch? — auf die Wiederherstellung seiner räumlichen Einheit, auf Befreiung von den nutzlos und raumentflehend eingezogenen Wänden, damit das Bauwerk Michael Ludwig Rohrers als Versammlungsraum oder Gedächtnishalle in seiner ursprünglichen Schönheit erlesche.

Auch über Schloß und Park von Schlackenwerth ist die Zeit hingegangen. Die beiden letzten Markgrafen von Baden-Baden, Ludwig Georg und August Georg, Sibylla Augustens Söhne, nahmen zeitweilig in Schlackenwerth und Theuling Aufenthalt. Die Reste aus dem Hause Baden-Baden, Sibylla Augustens Enkelin Elisabeth, die in morgantlicher Ehe mit ihrem Hofmeister, dem Grafen von Althan verheiratet war, trat Schlackenwerth an ihren Verwandten, den Fürsten Schwarzenberg, ab. Im 19. Jahrhundert fiel die Herrschaft Schlackenwerth an die Großherzöge von Toskana.

Die Bauwerke und der Park unterlagen der Zerstörung durch Brände und Niederlegen einzelner Bauteile. Noch ehe der Brand von 1795 die drei Schlösser in Ruinen verwandelt, hatte man bereits mit dem Abbruch des Turmes an der Prospektmauer begonnen. Die beiden Schloßbauten wurden nach dem Brande wieder aufgeführt, aber ihre einstige Pracht erhielten sie nicht mehr. Von dem „Weißen Hof“ wurde der westliche Flügel abgetragen; die Gartenarchitekturen, bis auf das große „Lusthäus“, verfielen, als im 19. Jahrhundert der englische Garten, der Naturpark Mode geworden. Sein Unterhalt verursachte auch nicht die riesigen Kosten einer barocken Gartenanlage. Die Springbrunnen verfielen, die Becken wurden verschüttet, die Gartenfiguren verfielen oder wurden zerstört. Der Fluß-

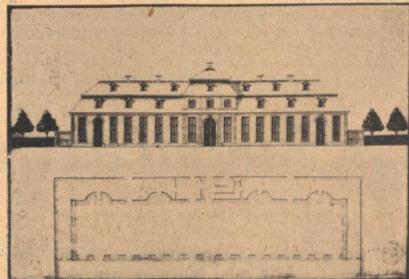
lauf, der einst Kanäle und Röhren durchströmte und die Wasserfünfte spielen ließ, wurde in ein natürliches Bett gefaßt, und mit leitem Rauhen eilen die Wasser unter den Baumkrönen dahin. Auch die Grotte, in der einst aus Neptuns Urne das Wasser in melodischem Klängen herabströmte, ist noch erhalten. Aus dem Grün des Strauchwerks ragt die Mauer des Prospekts, großartige Architekturfülle, über dem Garten auf. Die Steinfiguren auf der Balustrade, die sie bekrönt — ähnlich wie auf dem Rastatter Schloß — sind bis auf zwei im Lauf der Zeit herabgestürzt. Aber die Gliederung und das Mauerwerk dieser hochinteressanten Architektur sind mit allen Kennzeichen ihres eigenartigen, bodenständigen Buchses erhalten, mit dem Mauerwerk aus Ziegel und Bruchstein gemischt — vom Brandstümmel des alten Schloßes — dem Verputz und dem Grottenwerk des böhmischen Stils.

Unversehrt ist das Gartenhäus erhalten geblieben, ein Gartenhäuschen eher zu nennen mit seinen kräftigen Architekturformen, ein höchst charakteristisches Beispiel des böhmischen Barock, ein Bau von schwerer Schlichtheit des quadratischen Grundrisses und der kubischen Gestalt, während das Innere in reizvoller und großzügiger Raumgestaltung entwickelt ist.

Dankenswerte Verdienste um die Erhaltung und Erneuerung des Bauwerks hat die Stadtverwaltung, an ihrer Spitze der kunstverständige Bürgermeister Pa. Dr. Reinelt, und der Heimatforscher Pa. Alfred Wolf, Schlackenwerth, der seit Jahren unter großen Schwierigkeiten denkmalpflegerisch tätig und zielbewußt an der Wiederherstellung der heimatlischen Kunstdenkmäler arbeitet und manches wichtige Stück des zerstörten Kulturgutes der Stadt wiedererworben hat.

In Jahren schweren Kampfes um das Deutschtum wurde in Schlackenwerth die Tradition gepflegt, deutsches Wesen, deutsche Sprache und deutsches Brauchtum gewahrt in unentwegter Treue. Die Sechshundertjahrfeier des Bestehens der Stadtgemeinde im Jahr 1931 wurde durch die Anteilnahme des ganzen Kreises zu einem Volksfest, einer Feier des völkisch-nationalen Selbstbewußtseins, ein Fest der Zuversicht auf kommende Erfüllung. Im Jahr 1933 wurde die Florian-Kapelle, die Sibylla Augusta 1691 gestiftet und wahrscheinlich nach Entwurf von Christoph Dienzenhofer erbaut lassen, von Alfred Wolf als Krieger-Gedächtnishalle wiederhergestellt. In unzerstörter Farbenfrische ragt, wie in Rastatt, die Fassade der Einfeldler Kapelle am Rande der Anlage auf.

In die einstige Zusammengehörigkeit erinnern im mittelbadien Land Familiennamen, in den Archivalien Beweise auf Herkunft und Ursprung des Kunstbesitzes,



Rastatt, Entwurf zur Orangerie im Schloßgarten von J. P. Rohrer

von dem ein kleiner Bruchteil in einer Anzahl von Gemälden der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe erhalten ist. Am deutlichsten sprechen die Kunstwerke selber, und was wir in den Bauten der Rohrer als eigenartigen Formcharakter beobachten, der hier am Oberrhein überliefert, das ist nichts anderes als die Formenprache eines südbadischen Hauses. Gerade hier an der Westgrenze, wo mit dem nahe Straburg um diese Zeit der französische Einfluß so nahe lag, haben die Rohrer eine deutsche Kunst geschaffen, schlicht, unwirksam und in sich geschlossen.

Immer wieder kann man rasch in gesprochenen und einseitig begründete Urteile über die Geschichte der deutschen Kleinbauten hören oder lesen. Für die geschichtliche Fortführung kann das Blutband nichts Geringeres sein, das zwei Gauen und ihre Kultur verknüpft, nur von Wenigen gemut und vom Volke vergessen, bis die Zeit erfüllt war, und die Blutverbundenheit in der Einheit des Reiches und der Nation gefaßt ward. Nicht gering kann die Geschichte der Menschen angesehen werden, die unter den Bedingungen ihrer Zeit das Ihre taten und arbeiteten am Bestehen des ihnen anvertrauten Landes und so mitbauten an den Grundmauern, auf denen später die Einheit des Reiches errichten sollte.

In den Gestalten des Fürstenlois und der Markgräfin Sibylla Augusta verkörpert sich ein Abschnitt obersteinstlicher Geschichte und damit die denkwürdige Beziehung der beiden Grenzgaue Baden und Sudetenland, und hier wie dort gibt das Bauwerk bereites, nutzbares Zeugnis.



Freitreppe im Schloß Favorite. Statt des fehlenden Treppenhauses im Innern enthält die Freitreppe vor der Fassade eine großartige Raumwirkung

2 x WILLI FORST

Eine neue große Doppelrolle im Film: „Ich bin Sebastian Ott“

Die Doppelrolle ist die große Sehnsucht aller Darsteller. Auf der Bühne oder auf der Leinwand gleich zweimal in einem Stück zu stehen und bewundert zu werden, das verlockt denn doch zu sehr. Freilich — eine Doppelrolle zu spielen erfordert die besten Kräfte. Denn hier kommt es nicht darauf an, zwei Gestalten nur erscheinen zu lassen, sondern auch — und das ist das Schwierigste — eine Doppelrolle zu spielen, die beiden Rollen zwei Menschenleben erleben zu lassen. Wundert es uns deshalb, daß nur die Besten unserer darstellenden Kräfte mit Erfolg eine Doppelrolle übernehmen können? Etwas ein

rühmte Künstlerin, die auf der Höhe des Lebens und Erfolges steht, und eine arme junge Frau, die eben das Gefängnis verlassen hat, in das sie einer unglückseligen Tat wegen mußte. Nun werden wir in Wäldern einen neuen besten Darsteller, nämlich Willi Forst, sehen. In dem Film „Ich bin Sebastian Ott“, der in Wien gedreht wird und der Produktion der Bavaria angehört, Forst spielt hier — im Rahmen einer Kriminalkomödie von Reinhold Eppelbrecht — ein Brüderpaar, einen angesehenen Kunsthistoriker und einen Bilderräuber. Begreiflich, daß man diesen Film mit folchem Thema und seiner Besetzung gespannt erwartet, zumal in den übrigen großen Rollen noch Trude Marlen, Paul Hörbiger, Gustav Diehl, Otto Treßler und Werner Scharf erscheinen.



Zwei Brüder und ein Darsteller: Willi Forst in seiner Doppelrolle als Sebastian Ott und dessen Bruder

Dußerdem große Doppelrollen kennen wir im Film. Sie wurden reiflos von namhaften Kräften gespielt, wirksam gespielt, so daß sie nicht als reine Spielereien oder literarische Wägen gewertet werden können.

Berühmte Doppelrollen

„Kohlschloßs Döchter“ sind uns aus älterer Filmmacht noch in bester Erinnerung. Denn Porten hatte die Doppelrolle übertragen bekommen. Sie spielte die dumme, ungepflegte, häßliche Pechmarie, und die hübsche, verlockende, gefühlvolle Glucksmarie in diesem Film, der zu einem ihrer erfolgreichsten wurde.

Gary Hiel haben wir auch schon in einer Doppelrolle, als Bösewicht und seinen Gegenpieler zugleich. Weiß-Ferd, der bekannte Münchener Komiker, rechnet eine Doppelrolle zu seinen schönsten Filmrollen. In dem Film „Die beiden Sechunde“ gestaltete er zwei Schnauzbärte von unwiderstehlicher Wirkung, einen höchst ehrwürdigen Regenten und einen Dienstmann, deren Schicksale sich kreuzen und tauschen.

Albert Matzer ist o kam gleich in seinem ersten großen Film in einer Doppelrolle heraus. In „Land der Liebe“ sicherte er sich damit einen besonderen Erfolg.

Gans Albert haben wir auch schon in einer Doppelrolle, und zwar in der Verfilmung des Romans „Ein Manns Bild“ — namens „Prad“.

Eine der eindringlichsten Doppelrollen spielte uns Luise Ulrich vor in ihrem Film „Schatten der Vergangenheit“. Ein Schwesternpaar spielte sie, das, sehr ähnlich in seinem Aussehen, in seinen Gefühlsregungen aber ungemein unterschiedlich war, eine be-

weiten Gebiet der Aufnahmeweise gibt, wie sie in dieser technischen und sonstigen Vervollständigung noch nicht gekannt wurden. Die „Leichtlose Kamera“ hat Aufnahmen von beengender Wirkung und lebendiger Auffassung entstehen lassen, die zellen, daß es auf den Menschen ankommt, der hinter ihr steht.

Karl Hoffmann, der bildtechnische Oberleiter, hat keine mehr als dreißigjährige Erfahrung aufzubringen, und sich tolle Trias und technisch getragene, bis auf den Bruchteil eines Zentimeters genaue Einstellungen ausgedacht, um Doppelgänger aufzunehmen zu schaffen, die kaum überboten werden dürften. Neuartige Effekte, künstlerisch und bildnerisch überaus reizvoll angelegt, schenken überraschende Lösungen der Aufgaben. Hoffmann, der schon zu Zeiten des stummen Films mit besonderen bildnerischen Trias arbeitete — die Filme „Nibelungen“ und „Faust“ legen davon Zeugnis ab — verfügt über eine große technische Erfahrung, über eine gleich große künstlerische Begabung und über ein überragendes handwerkliches Können. Er will mit seiner Arbeit der Idee des Stoffes dienen, das Manuskript und den Rhythmus der Handlung bildmäßig ausdrücken. Nicht ein Bild aufnehmen um des Bildes oder des Motivs willen, sondern wegen der bildlichen Wiedergabe der dichterischen Idee. Die Gestaltung seiner Aufnahmen soll wie ein Malen im Licht und Schatten der Dynamik der Handlung dienen.

Auf dem Umwege über die Mathematik ist Karl Hoffmann, ähnlich wie vor langen Jahren in „Nibelungen“ und „Faust“ dem Problem der Triadaufnahmen nachgegangen. Bei aller Verschiedenheit, die ihn von jeder anderen, weist er doch stolz darauf hin, daß



Das Wunder der Doppelaufnahme: Willi Forst öffnet sich selbst die Türe (Aufnahmen: Bavaria (2))

man solche Aufnahmen bisher noch nicht vorher erreicht hat. Man hat Wirkungen erzielt, die in ihrer Vollendung selbst in ausländischen Filmen noch nicht gezeigt wurden.

Die Aufnahmen zeigen a. B. Willi Forst, wie er als Sebastian Ott um seinen Bruder Ludwig im Kreise herumgeht, wie er, Gesichts an Gesicht mit ihm spricht, wie er sich über ihn beugt, wie beide miteinander tanzen! Alles Aufnahmen, die verblüffend und phantastisch sind und durch die Reizhaftigkeit der Zwillingenbrüder in ihrer Wirkung noch gesteigert werden. Es hiesse die Spannung der Handlung

dieses Filmes ihrer wirkungsvollsten Momente berauben, wollte man die Technik der Aufnahmen deskriptiv erklärend erläutern. Die Technik hat der Kunst zu dienen und ihr die Möglichkeiten zur Entfaltung und Steigerung zu bieten. Wenn der Regisseur hier das richtige Verhältnis findet, und vor allem auch den zweckentsprechenden Einsatz, dann lassen sich in so einer schöpferischen Verbindung künstlerischen Willens und technischen Könnens tatsächlich Werke gestalten, die treffende Beispiele für eine eigenständige Filmkunst sind. P a n.

Köpfchen! Köpfchen!

Silbenrätsel

an — bau — bi — bri — dam — dau — dem
dort — druck — e — ei — ein — ein
eins — er — fir — gel — ger — hang — is
— le — lat — le — lei — mal — mos —
mund — na — ner — neu — nis — no — o
— ra — ra — rat — ri — rie — ros — so
sa — sau — se — sta — tan — te — te — te
— te — um — wild — wort —

Aus diesen 53 Silben sind 24 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:
1 Zuspitze, 2 Land in Aien, 3 Lebenshauch,
4 Abwechslungslosigkeit, 5 Musikzeichen, 6
großes englisches Kirchspiel, 7 fassliche Tiergattung,
8 Verwandte, 9 wehdeutsche Industrieort,
10 Einwirkung auf die Sinne, 11 Feuerwerkkörper, 12 Ärm, 13 Fangerort, 14
weiblicher Vornam, 17 wird gelant, 18 alte
indische Stadt, 19 Nagelart, 20 leicht
rückender Vag, 21 griechischer Viesogott, 22
Wächenehalt, 23 bautechnischer Ausdruck,
24 rechnerische Grundlage.

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____
- 10. _____
- 11. _____
- 12. _____
- 13. _____
- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____
- 19. _____
- 20. _____
- 21. _____
- 22. _____
- 23. _____
- 24. _____

- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____
- 19. _____
- 20. _____
- 21. _____
- 22. _____
- 23. _____
- 24. _____

Bilderrätsel



Wer hat richtig erraten?

Kreuzworträtsel, Waagerecht: 1 Bar, 4 Barde, 8 Drei, 10 Hent, 11 Einer, 13 Dda, 14 Tasse, 16 Enns, 18 Preis, 20 Del, 21 Eger, 23 Hebe, 24 Ruh, 25 Reich, 26 Ze. — Senkrecht: 1 Wesen, 2 Arie, 3 Ren, 5 Heile, 6 Wade, 7 Ona, 9 Letze, 12 Bauer, 15 Stein, 16 Silbe, 17 Arie, 18 Meer, 19 Lefe, 20 Erb, 22 Gut.

Silbenrätsel, 1 Westindien, 2 Dverette, 3 Oceananriff, 4 Erdbe, 5 Lotie, 6 Zadrinne, 7 Wording, 8 Emelte, 9 Avention, 10 Abgang, 11 Raet, 12 Gobel, 13 Erta, 14 Gohand, 15 Trabrennen, 16 Salami, — Was gleich vorangeht, sind alle Wege offen.

Württemberg: Vereinigung des alten Schwäbischen Wappens: drei Leoparden mit roten Kränzen (Kouradin) und den württembergischen drei Hirschkäpfen (man beachte die unterschiedliche Zahl der Zaden) Wl. 11, 48, 222; Ungenauigkeit im D. Reich 1951! Hannover: und Großbritanien: Treibende Wappengleichheit durch die lange Personifikation; also auf deutschen Marken das englische Wappen, das sich vollständig auf englischen Marken nicht findet, Hannover 1. (nur das Wappenschild mit drei Feldern für Braunschweig, Lüneburg, Wolfenbüttel = weisses Sackhörnchen) im Reichsstand Kaiserkrone, da der Kurfürst zugleich Erbkönig war).

Bei Großbritannien (früher nur im Wasserzeichen, neuerdings in den Ecken der Marken (Wahle 202) die sogenannten heraldischen Wappen: Hofe = (König und Hof) für England, die Delfin für Schottland, das Kleeblatt für Irland, die Marzette für Wales. Es gibt noch eine ganze Reihe von bekannten und auf Briefmarken dargestellten Wappenformen, da ist zunächst der Vögel als das dem Adler folgende wichtigste Wappentier zu nennen, ferner das Kreuz, die Krone, der Schlüssel (Sinnbild der Macht des Papsttums, mit Gewalt zu lösen und zu binden). Aber auch im Wappen von Bremen. Auch der Stab verinnbildlicht ebenfalls Herrschergehalt (Szepter, Stab, Hofstaab im Wappen von Basel, vergl. Waller Täubchen). Die Burgen sind in Felle (Parma, Michel) und andere in größerer Zahl.

Unsere Ausführungen stellen nur eine Andeutung dar, sich auf neue Entdeckungsfahrten in das „Land der Wappenschilder“ zu begeben. Für die Heraldiker unter den Sammlerfreunden dürfte es nicht schwer sein, ein neues und höchst interessantes Sammelgebiet aufzuzeigen, das lehrreiche Einblicke gewährt.

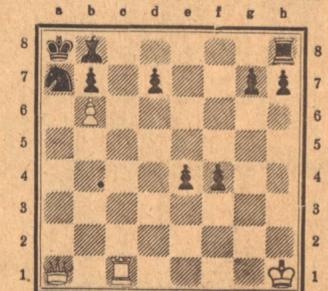
Gustav Kabecky.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weislinger, Durlach

Folge 24 11. Juni 1939

Aufgabe Nr. 24 von P. A. Erdmont Dem Schachklub Ludwigsbafen gewidmet zum 20jährigen Bestehen



Weiß: Kf1, Dc1, Tc1, Bb6, (4) Schwarz: Ks8, Tfs8, Bbs8, Sa7, Bb7, d7, e4, f4, g7, h7. (10) Matt in 3 Zügen.

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 14 von A. Ernst (B.: Kc2, Dd6, Ee4, g6, Bb3, e5, Sd.: Ks8, Bb6, Dreizüger). Ein Schulbeispiel für einen Fehler: 1. Dd6-f8, h6-h5, 2. Ee6-e7, Ks8-b4, 3. Ee7-c6 matt. Die Aufgabe hat gut gefallen. Lösung der Aufgabe Nr. 15 von S. Koud (B.: Kgl, Ds8, Tg8, Sg8, h5, Bf5, f6, g4, g5, Sd.: Ks4, Bf7, h8, h6, Dreizüger: 1. Da8-h1! K:g5, 2. Ee8-g2, h8:g2, 3. h2-h4 matt; oder 1... h6:g5, 2. Dg1-g2, h8:g2, 3. Ee8:g2 matt. Lösung der Aufgabe Nr. 16 von S. Koud. (B.: Kf1, Dc5, Tc4, Bb1, Ee7, d5, Wa8, a4, Sd.: Ks8, Sa2, Bb8, d2, Dreizüger): 1. Dc5-a1!

Diese beiden Aufgaben waren nicht einfach, aber die Löser haben sie mit gutem Appetit verzehrt, wie aus den Zuschriften hervorgeht: F. W.: „Diese Diererei waren wirklich sehr hart gefocht, doch haben sie mehr Spaß gemacht wie die gefürchten Eier, wenn auch diese Schalen leichter zu lösen waren.“ Dder: „2 sehr gut verarbeitete Diererei“, aber: ... E. N.: „So hart gefocht ist kein Diererei, daß man es nicht bräute mitten entzwei!“

Richtige Lösungen zu allen 3 Aufgaben sandten ein: Dr. Deub, Robert Fidler, Erwin Habicht, Richard Verch, Georg Hoffmann, Oskar Rutherford, Franz Went, Franz Bräufle, Emil Süpfler, Willi Weiler, Karlstrube; E. Niedermann, Eppingen; L. Dallinger, Dürmersheim; Walter Dieterich, Goggenau; Kurt Jimmel, Baden-Baden; Karl Ernst, Michelbach; Dr. Mayer, Achem; K. Müller, Söcherberg; Moetter, Hornberg. Nr. 14 löste richtig: E. Müller, Maßsch; Nr. 15: Rudolf Klein, Karlstrube. (N. K.: In 16 Heft 1, Dd4? an Sd4!, worauf kein Matt möglich ist.)

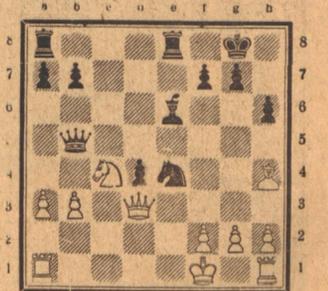
Der deutsche Nachwuchs im Schach

Überall in den Turnieren der Landesverbände des DSB, können wir feststellen, daß ganz junge Teilnehmer in den Turnieren vor den alten Kämpfern sich placieren. Vor einiger Zeit brachten wir an dieser Stelle einen jugendlichen Pfläzer, der sich im Turnier durchsetzte, und heute ist es ein 15jähriger aus der Nordmark, der im Hauptturnier in Lübeck mit 9 Punkten aus 11 Partien sein Können unter Beweis stellte und den Meistertitel seines Verbandes erkämpfte. Die folgende Partie gewann er durch eine Abtauschkombination, nachdem er die schlechte Entwicklung seines Gegners gut ausgenutzt hatte.

Damenbauernspiel

Weiß: Braach.

- Schwarz: Klaus Junge (15 Jahre alt).
- 1. d2-d4 e7-e5
 - 2. e4-e5 f7-f6
 - 3. Kc1-f4 Sg8-f6
 - 4. e2-e4 c7-c5
 - 5. c2-c3 Sg8-c6
 - 6. Pf1-d3 Sf8-d6
 - 7. Pf4-g5 0-0
 - 8. Eb1-d2 e6-e5!
 - 9. e8-e4? c5:d4
 - 10. c3:d4 e5:d4
 - 11. a2-a3? f7-f6
 - 12. Kg5-h4 Sg6-e5!
 - 13. Sg3-e4 Qd8:e5
 - 14. Eb2-f3? d5:e4
 - 15. Qd3:e4 Tf8-e8
 - 16. Sd3:e5 Dd8-a5+
 - 17. Kc1-f1 Sg6:e4
 - 18. Sg5-e4 Da5-b5
 - 19. f2-f3 Sg8-e6
 - 20. Dd1-b3



- 20. ... Dd5-b3!
- 21. Dd3-b3 Sg6:c4+
- 22. Dd3:c4 Sd4-b2+
- 23. Kf1g1 Sd2:c2
- 24. f2-f3 Sg8-e2
- 25. Qg4-f2 d4-b3
- 26. g2-g4 d3-b2
- 27. Kf1-g2 Sd4-c3!
- 28. Kf2-g3 d2-b1D
- 29. f3-f4 Sg8-e2
- 30. Weiß gibt auf.

BRIEFMARKENHECKE

Wappenkunst auf Briefmarken

Prof. Dr. Voetger, Karlsruhe, hat kürzlich einen wissenschaftlichen Vortrag mit Bildern über das gleiche Thema vor den Mitgliedern der verschiedenen Sammlerorganisationen gehalten, aus dem wir hier einige Auszüge bringen.

Die Wappen sind ein auf Wäffen (Schild, Helm) angebrachtes sinnbildliches Zeichen. Aus diesem Grunde sind Schild und Helm sehr häufig Bestandteile eines Wappens, das meistens einzelner Personen oder Gemeinschaften darstellt. Es kann ein Junks-, Familien-, Herrschafts-, Amts-, Staats- oder Länderwappen sein. Die Lehre vom Wappenwesen, der Wappenkunde oder Wappenkunde, die sich von der Heraldik über die Heraldik ab, die Wappen sind ursprünglich aus Siegelzeichen oder Hauszeichen hervorgegangen, sie waren Unterschriften und bedeuteten auf Urkunden Rechtsverbindlichkeit. Seit dem 13. Jahrhundert werden sie als Souveränitätszeichen verwendet. Die Einzelbestandteile der Wappenbilder sind die Heroldstücke (Schildteilungen), gemeine Figuren wie: Adle, Vögel, Fische, Krummschwert, der Schlüssel, die Fahnenarme usw., hinzukommen noch die heroldischen Tiere: der Löwe, der Bär, das Einhorn, Adler und Doppeladler, Greif und andere, sowie Helm und Helmzier, bei fürstlichen Wappen noch Wappenhüter und Wappenzügel. Für die Darstellung der Wappenfarben hat sich seit dem 17. Jahrhundert ein allgemeines beständiges Schriftzeichensystem herausgebildet. Bei der Wappenschilderung gelten rechts und links immer von der Wappenfront aus gesehen — nicht vom Beschauer, was unsere Sammler-

freunde beim Betrachten und Studieren ihrer Briefmarken, die Wappen darstellen, beachten wollen.

Man muß freilich schon ein wenig Wappenkundig sein, um auch „Fehler“ in der Darstellung der Wappen auf Briefmarken (die verschiedentlich falsch dargestellt werden) entdecken zu können, die dem einen oder anderen Zeichner unterlaufen sind. Das Studium der Wappenkunst auf Briefmarken ist eine sehr lehrreiche Beschäftigung und führt uns zwangsläufig in die Geschichte ein, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte.

Aus der Blütezeit des Rittertums sehen wir einen Gewappneten zu Pferd auf einer Marke von Luxemburg (Michel 259). Zur Geschichte des Reichsadlers finden wir die Darstellung vom römischen Legionarsadler auf einer italienischen Marke dargestellt (Michel 589), Bild und Wappen Heinrichs VI. aus der Manneschen Niederhandtschrift (Staufendler), Reichsadler im Bismarckreich, Ausgabe Jan. 1872, Änderungen vom Juni 1872 Deutsches Reich, 9, 17, 42 und 48 (immer nach Michel). Reichsadler im kaiserlichen und dessen Umwandlung im republikanischen Deutschland auf Marke 97, 79, Dienstm. 88, 856, 874 und 882. Neugestaltung des Adlers im Dritten Reich, D. Reich 545, 587 und 587.

Preussischer Adler, Preußen 19, D.

Reich 375, er wird hergeleitet von dem alten einflügeligen Reichsadler, den wir auch auf der Postmarken Zinns und auf verschiedenen Marken Polens finden. Das Hohenollernsche Herzogtum kommt auch im Wappen Rumänien vor: Michel 277. Den doppelköpfigen Kaiseradler finden wir seiner Herkunft nach im Wappen Lübecks (Reichsstadt) Wl. 10, D. Reich 432 und auf den ersten beiden Marken des um seine Reichszugehörigkeit ringenden Schleswig-Holstein, Wl. 1; vergl. Vergeborf 3!

Deisterreich führte nach 1806 den doppelten Adler fort: Deisterreich 3, 47 usw. Bosnien 9, Lombardien-Venetien! Umwandlung in der Republik einflügelig, Hammer und Sichel statt Szepter, Schwert und Reichsadler, Wl. 313. Die Rückkehr zum zwei Köpfigen Adler mit Gorgone (Herkuleskopf) in der „Dollfuß-Schneidung-Aera“: 585, Postomarte 164.

Eine andere Quelle für den mythologischen zwei Köpfigen Adler: Byzanz, deshalb im Wappen von Albanien 27, Epirus 16, Russland 49 (zwangswelche Finnland 64), Serbien Porto 11; auch in Jugoslawien) Montenegro 41. Wappen deutscher Länder: Baden 25 (Greife als Schildhalter — auch in verschiedenen Verkleidungen verwendet). Bayern: Herkunft des Rautenwappens 150 für Otto von Wittelsbach, kraltes Sinnbild der Auferstehung! Rechte Wappenform durch König Ludwig I.: Rautenschild im Herzogtum; die 4 Felder stellen die Stämme des Staates dar: Pfalz, Franken, Schwaben (Burgund), nodmals die Pfalz (Weldens), weil Bayern schon im Herzogtum vertreten ist. Michel 36, 61, 71, Dienst. 16, 44, 53, D. Reich 376, vergl. Monaco 74 (Monaco = München).

Sachsen: Es gibt eine Wappentage über den grünen Rautenfranz (1180) Wl. 2, 14; aber auch Bulgarien 102, 152, wegen des Herzogherzogs Sachsen-Gotha.



Die lange Dorfstraße

Aufnahmen: „Führer“-Geschwindner

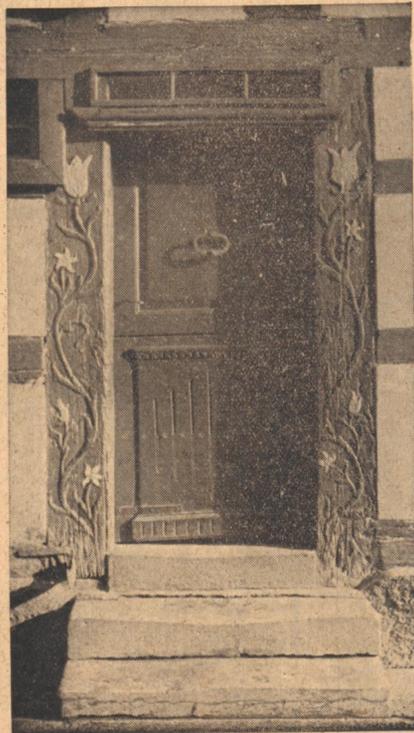


Rathaus und Bauernhaus

Inschriften künden von Sippe und Jahr



Malerische Friedhofspforte



Künstlerischer Hauseingang

DÜRRN

ein stilechtes badisches
Fachwerkdorf

In dem äußersten östlichen badischen Landeszipfel, an drei Seiten vom Schwabenland umgeben, und nur mit einem Zugang zur badischen Bahnstation, nach Pforzheim, liegt das Dörfchen Dürrn mit seinen über 800 Einwohnern. Es ist wohl außer seiner näheren Umgebung kaum bekannt und doch ist es ein Kleinod in der Reihe unserer badischen Dörfer. Das Dorf selbst besteht aus einer einzigen, langgestreckten, breiten Straße, die eine Seite auf Straßenhöhe, die andere der hügeligen Kraichgaulandschaft entsprechend einige Meter höher liegend. Fachwerkhaus reiht sich an Fachwerkhaus in einer solch stilreinen Form und Art, daß selbst der Künstler hier eine Fundgrube schönster Motive entdeckt. Inschriften und Steinmetzzeichen an den Häusern gehen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Fürwahr ein großes Verdienst der Einwohner, wenn sich die Fachwerkbauten unverändert durch Generationen hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten konnten. Nächst den gesägten Holzriegeln beleben die Hausfronten bis zum Giebel hinauf zahlreiche Schnitzereien und Holzbildhauerarbeiten. Türrahmen mit plastischen und bunt bemalten Blumenranken wechseln mit Inschriften. Alles aus Holz oder Stein. Die Treppenstufen zu den hochgelegenen Häusern sind roh behauene Natursteine und die Zugangswege zu den Häusern wahllos hingestrente, formlose, ebene Steinplatten. So wohnen die Bewohner von Dürrn, unbewußt, fast wie in einem historischen Märchenland.

Kage.

